

Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): - **(1877)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Des Sinkenden Boten Neujahrsgruß.

Ging der Bot einst über Land
 Den Botenspieß in müder Hand;
 Der Weg war lang, die Sonne heiß,
 Vom Haupte troff ihm schwer der Schweiß,
 Die Zunge lechzend am Gaumen hing,
 Gar langsam er seine Straße ging
 Und überlegte justament,
 Wo er wohl Schatten und Ruhe fänd'.

Da sieh! es sprudelt rechts vom Wege
 Ein Bächlein fröhlich durch's Gehege
 Und drüben zieht am Bergeshang
 Ein Buchenwald den Rain entlang
 Und schien zu winken mit grünem Laube:
 Komm', ruh' dich aus vom Straßenstaube!
 Der müde Bot besann sich nit;
 Er stelzt zum Wald mit langsamem Schritt
 Und legt in's schwellende Moos sich nieder.
 Hoch über ihm klangen der Vöglein Lieder,

Der Bach sprang murmelnd durch Kies und
 Stein,
 Die Blätter und Zweige rauschten darein,
 Und eh's der Bote noch recht bedacht
 Hat der Schlaf ihm die Augen zugemacht;
 Im Schatten unter den grünen Bäumen
 Fing er gar seltsam an zu träumen.

Ja seltsam fürwahr! im Sonnenschein
 Liegt Berg und Thal und Flur und Hain;
 Doch während Alles so hell und mild
 Zeigt ihm der Traum ein trübes Bild.
 Ihm träumte von Nebel frostig und grau,
 Verschwunden des Himmels tröstliches Blau,
 Verblichen der Sonne goldener Glanz,
 Verschleiert der Berge schimmernder Kranz,
 Und über Allem liegt trüb und schwer
 Ein undurchdringliches Wolkenmeer. —
 Da plötzlich tönt was an sein Ohr,

Verwundert hebt er den Kopf empor
 Und sieht einen Engel vor sich stehen
 Gar flug und bedächtig anzusehen.
 He, sagte der Engel, grüß' Euch Gott!
 Seid Ihr nicht von Bern der hinkende Bot?
 Ja, sagte der Bote, der bin ich, Herr!
 Doch sagt, mit wem hab' ich denn die Ehr?
 Da lachte der Engel und gab ihm die Hand:
 Kalenderengel werd ich benannt
 Und habe im himmlischen Regiment
 Wie Ihr, das Kalenderdepartement;
 Und weil Ihr denn seit langer Zeit
 Mein lieber Kollege und Vetter seid,
 So will ich Euch zeigen, deutlich und klar,
 Das Wetter der Schweiz im nächsten Jahr!

Hm, sagte der Bote, das ist mir recht,
 Zwar prophezei' ich selber nicht schlecht;
 Doch wollen behaupten die bösen Zungen,
 Es sei mir nicht immer Alles gelungen.
 Manchmal trifft's ein und manchmal nicht;
 Gern hätt' ich drum bestimmten Bericht.
 Doch diesmal, lieber Kalendervetter,
 Erzählt mir vom politischen Wetter!
 S'ist, sprach der Engel, erfreulich just nit,
 Doch will ich Euch's zeigen, kommt nur mit!
 Drauf gingen die beiden denn selband
 Durchs weite, neblige Zukunftsland,
 Bis endlich der Bote auf einem Hügel
 Eine stattlich große Windmühle erblickt,
 Mit eidgenössischem Kreuze geschmückt,
 Die regte mit Lärmen die großen Flügel.
 Was ist das, lieber Kalendermann?
 Fragt leise der Bote seinen Kumpan.

Das ist die große Bundesfabrik,
 Die liefert Gesetze Stück für Stück;
 Die werden, sobald sie das Licht erblickt,
 Vom Wolke den Bach hinab geschickt!
 Ha, seufzte der Bote und kratzt hinterm Ohr,

Die Mühle kommt sehr bekannt mir vor;
 Sie raffelt schon lange, meiner Seel,
 Doch gibt sie wenig und grobes Mehl.

Drauf kamen die beiden an einen Sumpf,
 Die Luft darüber war schwer und dumpf.
 Und mitten im Moose, weit vom Land
 Ein festgefahrener Wagen stand.

Das ist, sprach der Engel, das Eisen=
 bahnmoos;
 Wer dadrin festsetzt, kommt schwer draus los.
 Wer weiß, ob's gelingt, mit vielen Mühen
 Den Staatswagen aus dem Dr. . . zu ziehen!

Ach, seufzte der Bote, und kratzt hinterm
 Ohr
 Auch der Sumpf kommt bedenklich bekannt
 mir vor;
 Das ist der Luzerner- und Gotthardfrach;
 Wie viele Bahnen wohl folgen ihm nach?

Der Engel ging mit dem Boten weiter;
 Des Boten Miene war gar nicht heiter;
 Er brummte: wenn es nicht besser soll sein,
 So hole der Teufel das Prophezei'n!
 Da kamen sie zu einem großen Garten,
 Drin wuchsen Bäume von allen Arten;
 Der größte und stärkste von allen war
 Ein Baum gar seltsam und wunderbar.
 Der trug statt grüner Zweige und Blätter
 Nur Säbelklingen und Bayonnetter,
 Und statt der Früchte zeigt er Granaten.
 Was ist das, Herr Engel, helft mir rathen?
 So sprach der Bot zum Kalendermann.
 Seht Euch den Baum nur gründlich an!
 Das ist der eiserne Baum des Heers
 Der Prunk und Stolz des Militärs.
 Ein schöner Baum, gar stattlich und stark
 Nur Schade, er saugt der Anderen Mark.

Den anderen Bäumen entzieht er das Licht,
Gönnt ihnen Luft und Nahrung nicht
Drum stehen sie alle dürr, ohne Saft
Nur er allein strotzt üppig vor Kraft.

Da brummte der Bote in seinen Bart:
Ich kenne den Baum und auch seine Art.
Mich freut nicht, ich bekenne es frei
Das Wachsthum der Militärerei.
Doch nichts für ungut, lieber Kollege
Ich komme nicht weiter auf diesem Wege,
Hab' genug und übergenuß geschaut,
So daß es vor siebenundsiebzig mir graut.
Ich habe genug daran, daß ich weiß:
Der Karren geht wieder im alten Gleis!

S'ist Schade, versetzte der Engel darauf,
Ich könnte Euch zeigen Kurioses zu Hauf.
Da ist zum Exempel der Weisheitstrichter
Mit dem die Köpfe statt heller und lichter
Der Jugend dumpfer werden gemacht,
Bis man es glücklich dahin gebracht,
Daß vor lauter Gelehrsamkeit fortan
Sie nicht lesen, schreiben und rechnen kann.
Da ist auch das große Steuerfaß,
In das man schöpft ohne Unterlaß
Doch wird es nicht voll und man erzählt,

Daß dem Fasse eben der Boden fehlt.
Da ist — Genug, jetzt laßt mich in Ruh!
Nief der Bote und hielt sich die Ohren zu;
Wißt Ihr nichts Bess'res, so pfeif ich Euch
drauf

Und — Auf einmal schlägt er die Augen auf
Und reibt sich verwundert die schweren Lider.
Just ging die Sonne im Westen nieder
Und überstrahlte mit goldnem Glanz
Der Berge und Firne schimmernden Kranz.

Dem Boten ist's seither ganz kurios;
Das Traumgesicht wird er nicht los;
Stets überlegt er hin und her,
Was Wahres und Falsches daran wär',
Und wie er nun so staunt und sinnt
Und schwere trübe Gedanken spinnt,
Fällt ihm mit einem Male ein,
Es möchte das Beste und Kürzeste sein,
Statt sich mit Grübeln lang zu quälen
Den Traum seinen Lesern zu erzählen;
Gewiß, daß von all' den klugen Leuten
Gar Mancher und Manche ihn weiß zu deuten.
Drum bringt der alte Hinfesuß
Den Traum Euch heute als Botengruß
Und daß er nicht ganz werde wahr,
Das wünscht er Euch zum neuen Jahr.

Etwas vom Essen.

Daß Essen und Trinken zum Leben nothwendig
sind, das haben schon Adam und Eva im Para-
diese gewußt. Es hat zwar einmal Einer gemeint,
Beides seien nur dumme Gewohnheiten, die man
sich abgewöhnen könne und solle; doch ließ er
damit vorsichtigerweise zuerst seinen Esel die Probe
machen. Es ging auch ein paar Tage recht gut,
der Esel bekam nichts zu fressen und die Erspar-
niß der Futterkosten war gewiß, aber just als
das dumme Thier es endlich gelernt und das

Fressen sich abgewöhnt hatte, da krepirte es aus
lauter Täubi und Eigensinn. Der Herr aber,
s'ist doch kurios, spürte gar keine Lust mehr, die
Probe an sich selbst zu machen und ließ von da
an den alten Satz vom Essen und Trinken gelten
und heute gilt er noch wie einst im Paradiese.

Halt, lieber Bote, mag vielleicht der geneigte
Leser sagen, das versteht sich von selbst! Daß
man essen und trinken muß, um zu leben, das
wissen wir längst, und so dumme Leute, wie der
Mann mit dem Esel, gibt es heutzutage keine
mehr! —

Zugestanden, lieber Leser, aber trotzdem möchte ich Dir heute etwas vom Essen, ein ander- mal, wenn es Dir recht ist, vielleicht auch etwas vom Trinken berichten. Es kommt eben nicht nur darauf an, daß man ißt, sondern auch was und wie man ißt. Die Schweiz muß Jahr für Jahr nur für Lebensmittel, Wein und dergleichen gar nicht mitgerechnet, dem Auslande fast 100 Millionen Franken bezahlen; da mag es denn dem Boten wohl erlaubt sein, über die Ernährung des Volkes, wie sie ist und wie sie sein sollte, ein Wörtchen zu sprechen.

Wie ein Haus aus Stein und Holz, Eisen und Glas u. s. w. erbaut wird, so baut sich der Leib des Menschen auf aus Knochen und Muskeln, Nerven und Adern, Eingeweiden zc.; er ist aber zugleich auch eine lebendige Maschine, die, um ihre Arbeit leisten zu können, beständig Stoff verbraucht, so gut wie der Eisenbahncholi Wasser und Kohlen. Jede Bewegung, die wir ausführen, jeder Athemzug, den wir thun, jeder Gedanke, der uns durch den Kopf schießt, verbraucht etwas von unserem Körper. Man hat berechnet, daß ein erwachsener Mensch bei mäßiger Arbeit durch allerlei Ausscheidungen und Entleerungen täglich etwa 8 \mathcal{E} verliert. Diesen Verlust kann der Körper nicht aus sich selbst ersetzen; er muß den Ersatz außerhalb suchen und findet ihn in den Nahrungsmitteln, Luft und Wasser mit eingerechnet.

Die Nahrungsmittel sind aber, so wie wir sie aufnehmen, noch nicht in dem Zustande, wie sie der Körper braucht, sondern er muß sie sich erst selbst zurecht machen, damit aus Milch und Eiern, Brod und Fleisch, Gemüse, Kartoffeln u. s. w. Knochen und Muskeln (Fleisch), Fett, Gehirn zc. werden kann. Diese allmälige Umwandlung der Nahrung in die Stoffe, die unseren Leib ausmachen, wird durch die Verdauung und den Kreislauf des Blutes bewirkt. Im Verdauungskanal, dessen wichtigste Theile der Magen und die Gedärme sind, werden aus den Speisen die nährenden Stoffe ausgeschieden und flüssig gemacht, so daß sie von den Adern aufgenommen und durch den Kreislauf des Blutes im ganzen Körper vertheilt werden können.

Sind wir gute Haushalter mit unseren Kräften und mit unserem Gelde, so werden wir darauf

achten, daß wir dem Leibe die Nahrungsmittel, deren er bedarf, in richtiger Menge und in richtiger Form zuführen; wir werden sie so auswählen, daß sie im Stande sind, allen Theilen des Körpers die verbrauchten Stoffe zu ersetzen, daß sie leicht und ohne Beschwerden für unsere Verdauungsorgane recht ausgenutzt und in Blut verwandelt werden können und endlich bei möglichst geringem Preise möglichst großen Nährwerth besitzen.

Damit unser Körper gesund und kräftig bleibe, brauchen wir neben dem, was wir gewöhnlich unter Nahrung verstehen, vor Allem Luft und Wasser, und es gehören diese beiden Stoffe eigentlich zu den wichtigsten Nährstoffen, obschon sie gewöhnlich nicht dazu gerechnet werden. Es mag dies vielleicht kurios erscheinen; denn von Luft und Wasser allein kann man bekanntlich nicht leben. Wenn Du aber bedenkst, lieber Leser, daß ohne die Luft das Leben keinen Augenblick möglich wäre, daß sie das Blut belebt und zur Ernährung erst recht tauglich macht, so wird Dir die Luft als Nahrungsmittel schon nicht mehr so kurios vorkommen; es ließe sich auch über die Wichtigkeit der Luft, wohlverstanden der reinen und gesunden, für unsere Lebensthätigkeit ein merkwürdig Kapitel schreiben, das sich der Bote aber einstweilen für später aufsparen will. Aber das Wasser? ist das denn auch ein Nahrungsmittel? Gewiß, lieber Leser, und wenn auch vielleicht hie und da ein recht ausgepichtes Lacôtenschnabel noch so verächtlich die kupferne Nase darob rümpft und meint, er habe es seit langen Jahren ohne Wasser machen können. — Es ist aber nicht wahr; auch der weingrünste Lacôtenschnabel muß Wasser genießen und genießt es auch in reichlicher Menge, freilich ohne es zu wissen und zu merken, wenn er auch keinen Tropfen mit Bewußtsein über die Zunge brächte; denn alle unsere Nahrungsmittel, gleich viel ob flüssig oder fest, enthalten Wasser in größerem oder geringerem Quantum; so enthalten Bohnen 15 % ihres Gewichtes davon, Weizenbrod etwa 42 %, Kartoffeln 72, Rindfleisch 75, Kuhmilch 86, gelbe Rüben 89 % und sogar der Wein je nach seiner Stärke 80—90 %, ganz abgesehen von dem Wasser, das menschenfreundliche Wirthe und Weinhändler manchmal hineinschütten, damit er nicht so hitzig sei. — Bedenken wir, daß unser Körper

zu 2 Dritteln seines Gewichtes aus Wasser besteht und wir davon durch Ausscheidung und Ausdünstung täglich etwa $5\frac{1}{2}$ \mathcal{L} verlieren, die wir wieder ersetzen müssen, so ist es klar, daß auch Wasser eigentlich ein Nahrungsmittel ist. — Wenn wir nicht allein von Luft und Wasser leben können, so könnten wir es noch viel weniger ohne sie. Da aber Luft und Wasser auch dem Aermsten in hinreichender Menge und ohne Kosten zur Verfügung stehen, keine Zubereitung brauchen und selbst dafür sorgen, daß wir sie nicht vergessen, so will der Bote heute sich nicht mit ihnen aufhalten, sondern von denjenigen Stoffen sprechen, die man dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach als Nahrungsmittel bezeichnet, von den festen Speisen und von der Milch; die andern flüssigen Nahrungs- und Genußmittel läßt er einstweilen aus dem Spiel.

Dreierlei Arten von Stoffen sind es, aus denen unser Körper besteht, die er beständig verbraucht und die wir ihm durch die Nahrung wieder ersetzen müssen: 1) Salze und Erden, 2) Fett und 3) Eiweißartige Stoffe.

Die Salze und Erden machen einen kleinen aber nicht unwichtigen Theil, 9% der Körpermasse aus; die wichtigsten derselben sind: das Kochsalz, das unseren Speisen als Würze dient, zur Verdauung mithilft und einen nie fehlenden Bestandtheil des Blutes und der Gewebe bildet; phosphorsaurer Kalk oder Knochenerde, aus der unsere Knochen bestehen, Kalisalze im Saft des Fleisches und Eisenverbindungen im Blute; fehlen die letztern, so ist der Körper kränklich und schwach, das Gesicht wird bleich, fast grüngelb, der Appetit ist schwach und die Körperwärme gering; kurzum es ist die langwierige und entkräftende Krankheit da, die wir die Bleichsucht nennen und an der zu Stadt und Land so viele tausend Meitschen leiden, die Krankheit, die man mit Stahlpillen und St. Moritzer Wasser, besser noch mit guter eisenhaltiger Nahrung, wie rohes oder halbgebratenes Rindfleisch, Spinat und dergleichen bekämpft. Um den Ersatz der Salze brauchen wir uns sonst nicht viel zu kümmern; alle, die wir zum Leben brauchen, finden wir in unseren gewöhnlichen Nahrungsmitteln, Kochsalz, wenn die Köchin verliebt ist, sogar oft mehr, als

gut ist. Das Fett hat im Körper eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, obwohl es, wenn Einer nicht gerade ein Schmeerbauch ist, kaum mehr als 3% des Körpergewichtes ausmacht; es hilft mit bei der Bildung mancher Gewebe, besonders des Gehirnes, des Rückenmarkes und der Nerven, es umhüllt und schützt die inneren Theile, hält die Wärme zusammen und heizt durch seine langsame Verbrennung im Blute den Körper.

Es ist nun nicht nöthig, daß wir das Fett, dessen wir bedürfen, gerade immer als Anken oder Del, Speck, Schmeer zc. genießen; so „schmutzige“ Nahrung widersteht dem Magen bald, außer etwa bei sehr harter Arbeit oder großer Kälte, wo der Körper viel Heizstoff nöthig hat. Wir können statt Fett auch Zucker genießen, sei es nun gewöhnlichen Rohr- oder Rübenzucker, Trauben- und Fruchtzucker oder endlich Milchzucker; oder aber Stärkemehl (Ammermehl), das den Hauptbestandtheil des Getreidemehls, der Kartoffeln, der Erbsen u. s. w. ausmacht. Von beiden, vom Zucker, wie vom Ammermehl wissen wir, daß sie in unserem Körper nach und nach zu Fett umgewandelt werden. Man hat deshalb auch diese Stoffe mit dem eigentlichen Fette zugleich Fettbildner genannt.

Neben Wasser, Salzen und Fett enthält unser Körper etwa 20% seines Gewichtes andere Stoffe, die wir Eiweißstoffe nennen, weil sie ähnlich beschaffen sind, wie das bekannte Eiweiß der Eier; dies sind die edelsten und unentbehrlichsten Bestandtheile unseres Blutes und Fleisches, unseres Gehirns und Herzens. Wir führen sie unserem Körper hauptsächlich durch thierische Nahrung zu, durch Fleisch, Käse, Milch, Eier; im Pflanzenreiche sind sie spärlicher vertreten, am reichlichsten in den Erbsen, Bohnen und Linsen, die sogar das Fleisch an Nährwerth übertreffen, sehr wenig im Weißbrod, fast gar nicht in den Kartoffeln, den gelben Rüben und im Obste. Alle diese Stoffe, die im Stande sind, das verbrauchte Blut, Fleisch, Gallerte wieder zu ersetzen, werden Blutbildner oder auch Kraftstoffe genannt, da auf ihnen hauptsächlich die Erhaltung unserer Lebenskraft beruht.

Diese drei Arten von Nährstoffen, Salze, Fettbildner und Kraftstoffe, sind nun in unsern Nahrungsmitteln in sehr verschiedener Menge enthalten. Theilen wir nach dem metrischen Ge-

wichte das Pfund statt in 32 Loth in 500 Gramm, von denen beinahe 16 auf ein Loth gehen, so finden wir in einem Pfund:

	Salze. Gramm.	Fettbildner. Gramm.	Kraftstoffe. Gramm.	Nicht nahr- hafte Stoffe. Gramm.
Käse	25	120	165	190
Erbfen	10	275	125	90
Rindfleisch	10	15	110	365
Weizenmehl	5	350	65	80
Reis	5	380	35	80
Ruhmilch	2 ¹ / ₂	40	27 ¹ / ₂	430
Kartoffeln	5	100	10	385
Obst	2 ¹ / ₂	60	2 ¹ / ₂	435

An Kraftstoffen sind also am reichsten: Käse, Erbfen und Rindfleisch, am ärmsten Kartoffeln und Obst; an Fettbildnern am reichsten Reis, Weizenmehl und Erbfen (auch Bohnen und Linsen), am ärmsten Rindfleisch, überhaupt mageres Fleisch; die Kartoffel, die leider Gottes bei uns mehr und mehr zur Hauptnahrung wird, steht, was die Kraftstoffe anbetrifft, erst im 7., was die Fettbildner betrifft, im 5 Range; um gleich viel Blut zu bilden wie mit 1 \mathcal{L} Fleisch brauchen wir 11 \mathcal{L} Kartoffeln. Besser steht es mit dem Gehalt an Fettbildnern; sie enthalten ja $\frac{1}{5}$ ihres Gewichtes Stärkemehl und kommen also damit dem Fettgehalt des Käses nahe, übertreffen aber denjenigen des Fleisches 7 mal. Wir schließen daraus, daß die Kartoffel für sich allein eine schlechte Nahrung ist; sie kann wohl den Körper heizen, kann ihn sogar fett machen, aber sie gibt ihm keine oder nur sehr wenig Kraft; umgekehrt verhält es sich mit dem Fleische; das enthält bei großem Kraftstoffreichtum zu wenig Fett; weder von Fleisch noch von Kartoffeln allein können wir also leben, wohl aber werden beide zusammen eine zweckmäßige Nahrung sein. Von allen unsern Nahrungsmitteln enthalten nur die Milch und die Eier die zu unserem Leben nothwendigen Stoffe in richtigem Verhältniß, und wenn nicht der Magen ebenso gut wie der Gaumen Abwechslung in den Speisen verlangte und durch Appetitlosigkeit, Ekel und dergleichen gegen das ewige Einerlei protestirte, so könnten wir zur Noth unser Leben nur von Milch oder Eiern fristen; so aber müssen wir, da kein anderes Nahrungsmittel die Nährstoffe im passenden Verhältniß

enthält, unsere Nahrung mischen; daß wir dabei sowohl Pflanzen- wie Thierstoffe verwenden können, versteht sich von selbst. Es gibt zwar Völker, die fast nur von thierischer Nahrung leben, bei denen Fleisch, Käse, Milch die Kraftstoffe liefern, während Thierfett allein als Fettbildner dient. Andere Völker gibt es, bei denen die Pflanzennahrung die thierische weit überwiegt; bei denen Erbfen, Linsen, Bohnen, Getreide und Reis sowohl die Kraftstoffe wie die Fettbildner fast einzig zu liefern haben.

Wenn wir es durchaus zwingen wollen, können wir freilich auch auf die eine oder andere Manier uns ernähren; wenn wir aber bedenken, daß sowohl der Bau unserer Zähne, wie der unseres Magens und unserer Gedärme uns weder auf ausschließliche Pflanzenkost, noch auf reine Fleischkost, sondern auf gemischte Nahrung hinweist, so werden wir Fleisch, Eier und Milchspeisen eben so wenig verschmähen wie Mehlspeisen, Hülsenfrüchte und Kartoffeln; sogar Stoffe, die wie Obst und Gemüse an und für sich wenig Nahrung bieten, werden uns zur Abwechslung und Erfrischung willkommen sein. Daran aber müssen wir uns stets erinnern: Der Körper läßt sich nicht betrügen; er will sein Recht; die Stoffe, die er bei der Arbeit verbraucht hat, muß er wieder erhalten, wenn er gesund und kräftig bleiben soll; nur mit einerlei Nahrung, bestehe sie nun aus bloßen Kraftstoffen, wie mageres Fleisch oder Eiweiß, oder aus Fettbildnern, wie Stärkemehl, Fett u. s. w., ist ihm nicht gedient. Wir essen deßhalb die Kartoffeln mit Milch oder Käse, das Gemüse mit Fleisch oder Eiern, und können, wenn uns Fleisch zu theuer scheint, die nöthigen Kraftstoffe ganz gut in Gestalt von Käse oder von Bohnen, Erbfen oder Linsen genießen, die ja, wie die Tabelle oben zeigt, sogar das Fleisch an Nährwerth übertreffen, wohlverstanden, wenn wir sie in der richtigen Form aufnehmen.

Und darauf kömmt es eben auch an. Nicht was wir essen, sondern was wir verdauen, erhält uns am Leben. Es kann ein Nahrungsmittel, wie z. B. gerade Hülsenfrüchte und Reis, viel Nahrungsstoffe besitzen und doch, wenn wir es nicht in der richtigen Form genießen, so daß unser Magen es verdauen kann, wenig wirklichen Nähr-

wert h bieten. Der Bote ist keine Köchin, will und kann kein Kochbuch schreiben und noch weniger wird er sich unterstehen, dir, geneigte Leserin, in die Küche zu gucken oder gar drein zu reden; er weiß wohl, er käme übel an und würde vielleicht gar mit einem tüchtigen Bräm heimgeschickt. Aber ein paar Bemerkungen über die richtige Art, einige Speisen zu genießen, möchte er sich einenweg erlauben. Er will nicht vom Fleisch, der Milch und den Eiern sprechen, obschon auch von diesen Manches zu sagen wäre, wohl aber von den Pflanzenstoffen, die diese Nahrungsmittel ersetzen können, den Hülsenfrüchten und dem Reis. Zu den Hülsenfrüchten rechnen wir die Bohnen, Saubohnen, Erbsen und Linsen. Ihre reifen Samen, wohlverstanden, nicht etwa die grünen Kiesel, die nicht mehr Nahrungswert als anderes Gemüse besitzen, sind, wie die Tabelle oben zeigt, zu den nahrhaftesten Stoffen zu rechnen; enthalten sie ja doch im Pfund kaum 5 Loth nicht nahrhafte Stoffe, 1 Loth Kraftstoffe mehr als das Fleisch und 17 mal mehr Fettbildner. Genießen wir sie aber mit ihren unverdaulichen äußeren Schalen, so geht der Nahrungstoff unverdaut, wie bei den Enten, excusez, durch unsern Körper durch und wird nur zum kleinsten Theile verwendet. Man muß daher die Hülsenfrüchte von ihrer unverdaulichen Schale befreien. und genießt deshalb gebrochene Erbsen, noch besser Erbsen-, Bohnen-, oder Linsenmehl; wie nahrhaft dieses ist, beweist am besten der Schwindel, der damit seit Jahren mit Erfolg getrieben wird und seinen Erfinder zum reichen Manne gemacht hat. Die Revalenta arabica, oder wie sie jetzt heißt Revalesscière, die in allen Zeitungen, von Zeugnissen des Papstes und anderer Potentaten begleitet, als Allersweltshilfsmittel angepriesen wird, ist nämlich nichts anderes als feines Linsen- und Bohnenmehl, also durchaus kein Geheimmittel, sondern ein ganz guter, ziemlich leicht verdaulicher Nährstoff, der aber 8—10 mal zu hoch bezahlt wird. — Ganz ähnlich wie bei den Hülsenfrüchten ist es beim Reis, dem Hauptgetreide der heißen Zone, das in Europa schon in Italien in nassen Gegenden angebaut wird. Es enthält ebenfalls in einem Pfund nur 5 Loth nicht nahrhafte Stoffe, etwa halb so viel Kraftstoffe wie Erbsen und fast 4 mal mehr Fettbildner

als die Kartoffeln; auch hier geht aber, wenn die Körner nicht ganz durchweicht oder zu Mehl vermahlen werden, der größte Theil der Nährstoffe für uns verloren. Gemüse und Obst haben nur geringen Werth als Nahrungsmittel; doch enthalten sie bei wenig Eiweiß, Stärke und Zucker ziemlich viel Salze, die denjenigen des Blutes ähnlich sind. Wie bei den Hülsenfrüchten wird auch bei ihnen die Verdaulichkeit durch Zusatz von etwas Soda in's Wasser, in dem sie eingelegt oder gekocht werden, verbessert.

Wenn wir nun so ungefähr wissen, was und wie wir essen sollten und uns nun fragen, was und wie wird bei uns wirklich gegessen, so weiß der geneigte Leser so gut wie der Bote, daß es damit meist böß aussieht. Es gibt Leute genug oder vielmehr zu viel, hat sie stets gegeben und wird sie stets geben, die eben nicht lange fragen können, was gut und zweckmäßig ist und was nicht, die auch von der Meisterlosigkeit nicht stark geplagt werden, sondern eben sich ernähren müssen wie sie können; aber es gibt auch andere genug, die nur aus falsch verstandener Hauslichkeit sich und ihre Kinder und Diensthoten schlecht ernähren, welche die Milch in die Käseerei, die Eier auf den Markt bringen und glauben, mit dünnem Kaffee und Kartoffeln lasse es sich zwingen; da greift man denn, wenn es Einem ob der ungenügenden Nahrung blöde wird, gern zum Gläsli; das hilft, aber nur für den Augenblick; das Aufklepfen wird immer häufiger, immer unentbehrlicher und endlich ist der Schnaps Herr und Meister und wie es geht, wo er die Herrschaft führt, das weiß man im Bernbiet nur zu gut.

Es ist kurios; daß eine Kuh bei saurem schlechtem Futter wenig und schlechte Milch gibt, das weiß und begreift man; daß ein Roß, das sein Lebtag keinen Hafer, sondern nur Heu und das kaum genug erhält, keine schwere Arbeit leisten kann, weiß man auch; daß der Eisenbahncholi, wenn er nicht genug Kohlen und Wasser hat, langsam fährt oder gar stecken bleibt, das hat ja seinerzeit die Staatsbahn selig mit Vergnügungszügen bewiesen; daß aber der Mensch es nicht anders hat, nit zämmezellt versteht sich, als Kuh oder Roß, daß er, um nicht nur leben, sondern auch arbeiten zu können, Nahrung braucht, die

Kraft gibt, das will man manchmal nicht begreifen und spart an der Nahrung, ohne zu bedenken, daß was an Geld vielleicht dadurch erhaust wird, an Gesundheit und Kraft verloren geht, daß also der Schaden größer ist als der Gewinn! Spart lieber am rechten Orte und auf die rechte Weise! Spart mit der Milch, nicht mit der, die Ihr im Hause braucht, sondern mit derjenigen, die in die Käseerei geschickt wird. Sie ist für Euch, besonders aber für Eure Kinder, das beste Nahrungsmittel, das weder durch Kartoffeln noch durch Kaffeeegeschlüder sich ersetzen läßt. Was übrig bleibt, das mögt Ihr immerhin in die Käseerei schicken, zuerst aber kommt Ihr selbst und Euer Haushalt! Man sagt: die Käseereien bringen Geld in's Land! Das ist wohl wahr; aber wenn sie uns dafür Gesundheit und Kraft wegnehmen, wo bleibt dann der Profit? Die Käseereien sind gut und nothwendig um den Ueberfluß an Milch zu verwerthen, schädlich sobald sie nicht nur den Ueberfluß, sondern auch das Nothwendige verzehren. Die übermäßige Käseproduktion ist die Mutter der leidigen Schnapspest!

Spart auch mit den Kartoffeln und vergeßt nicht, daß sie wohl ein gutes Nahrungsmittel sind, wenn sie als Zuspeise mit nahrhaften Stoffen, die Fleisch und Blut geben, zusammen genossen werden, für sich aber ein schlechtes, das keine Kraft gibt; spart mit dem Lande, das Ihr für sie verwendet und baut lieber, was im Bernbiet noch zu wenig geschieht, neben den Kartoffeln Hülsenfrüchte an, die im Stande sind, das Fleisch zu ersetzen; sind ja doch Erbsen so nahrhaft wie Kalbfleisch, Linsen dreimal nahrhafter als Waizenbrod. — Spart, indem Ihr die Speisen in der richtigen Weise genießt, so daß ihr Nährwerth ausgenutzt wird, aber glaubt nicht, Ihr könnet den Körper besch.! Am letzten Orte sparen ist manchmal schlimmer als vergeuden!

Und damit sei es für heute genug! Ein andermal vielleicht auch etwas vom Trinken und von der Pflege der Gesundheit. Einstweilen aber bhüet Eß Gott und zürnet nüt!

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1875.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

Juli 3. Heftiges Gewitter in der Gegend von Köniz bei Bern. Alle Wege werden vom Wasser zerstört, Brücken und Gärten weggeschwenmt.

4. Schluß des bernischen kantonalen Ehr- und Freischießens in Burgdorf. Schützenkönig ist Böfinger von Roggwyl mit 450 Nummern. Staub von Wädensweil hatte 436.

7. Im Laufe dieses Tages entlud sich ein furchtbare Hagelwetter über den größten Theil des Kantons Genf und die angrenzenden Theile von Savoyen. In einem Dörfchen in der Nähe der Stadt Genf wird eine Familie von drei Personen unter den Trümmern ihrer vom Wasser unterwühlten und vom Sturmwind niedergerissenen Wohnung todt hervorgezogen. Hunderte von Vögeln, ja selbst größeres Gewild, wie Füchse, werden von den manchmal hühnereigroßen Schlossen getödtet und großer Schaden an Gebäuden angerichtet, namentlich alles Glaswerk zertrümmert. Zu gleicher Zeit werden auch einige Gegenden des Kantons Graubünden von schrecklichen Unwettern, mit Hagel und Blitz begleitet, heimgesucht.

Juli 10.—12. Eidgenössisches Sängerefest in Basel. Prächtiger Verlauf. Ueber 70 Vereine mit beinahe 4000 Sängern nahmen Theil. Gefrönte Preise im Volksgesang erhielten: 1) Liederkrantz Burgdorf. 2) Männerchor Thun. 3) Rhonesängerbund Sitten. 4) Männerchor Herzogenbuchsee etc. Im Kunstgesang: 1) Harmonie Zürich und Männerchor Zürich. 2) Liedertafel Bern u. s. w.

11. An diesem Tage wird der katholische Pfarrer Perroulaz in Bern wegen fortwährenden Widerstandes gegen die Geseze und staatlichen Verordnungen vom Obergerichte seines Amtes entsezt.

12. Sempacherschlachtfeier, hauptsächlich von den Liberalen des Kantons Luzern begangen.

14. Um 10 Uhr Vormittags beschließt in Genf seine ruhmvolle Laufbahn **Heinrich Dufour**, der General der Eidgenossen im Sonderbundskriege von 1847, ein Mann von seltenem Edelsinn und wahrer Vaterlandsliebe. Er stand bereits im

88ten Lebensjahre. (Siehe seine ausführliche Lebensbeschreibung im Kalender pro 1876.)

15. In Basel stirbt der Komponist Ernst Reiter, Ehrenbürger dieser Stadt.

17., 18. und 19. Eidgenössisches Offiziersfest in Frauenfeld. Als nächster Festort wird Lauzanne bestimmt.

18.—25. Schweizerisches Militärfreischießen in Winterthur. Der bei strömendem Regen stattfindende Festzug zählte bei 1300 Theilnehmer. Den ersten Preis im Sektionswettschießen erringt die Schützengesellschaft von Allmann.

25. und 26. Bernisches Kantonturnfest in Langenthal. Den ersten Sektionspreis erhält die Sektion St. Immer; den ersten Kranz im Kunstturnen Hirschi von St. Immer; den ersten Kranz im Nationalturnen Senn von St. Immer.

27. auf 28. Unruhen unter den Arbeitern am Gotthardtunnel in Göschenen. Die von der Urner-Regierung in der Eile hingeschickten Bürgerwehren und Polizeimannschaften müssen zu ihrer Vertheidigung von den Waffen Gebrauch machen, bei welchem Anlasse 4 italienische Arbeiter getödtet, einige andere mehr oder minder gefährlich verwundet werden. Nachdem einige der Hauptanstifter dann noch festgenommen und vor Gericht gestellt waren, trat wieder Ruhe ein und konnte die Arbeit ungestört fortgesetzt werden.

31. Am Verfassungsabend verunglücken bei einer Schießbelustigung in Ostermündigen 7 Mann. Der zu nah am Feuer sich befindliche Pulvervorrath explodirte plötzlich und verbrannte die Zunächststehenden derart, daß 4 davon unmittelbar oder bald nachher starben, die andern lange an ihren Wunden darnieder liegen mußten.

August 1. Eröffnung des deutschen Bundes-schießens in Stuttgart. Ueber 500 Schweizer nehmen daran Theil. Den 1. Becher im Feld nimmt Knecht von St. Gallen. Ein großer Theil der Preise fällt Schweizerschützen zu.

8. In Fraubrunnen findet die 500jährige Jubiläumsfeier des anno 1375 von den Bernern über die Gugler erfochtenen Sieges statt. Großartige Theilnahme von allen Seiten, bei dem herrlichsten Wetter.

8. Generalversammlung des schweizerischen

Typographenbundes in Winterthur. Das Central-komite kommt nach St. Gallen.

9. In Thun wird Hauptmann Lehmann, Chef der Munitionskontrolle, von einem explodirenden Geschosse schrecklich verstümmelt, namentlich völlig des Augenlichts beraubt. Er starb dann nicht lange Zeit nachher an den Folgen dieses Unglücksfalles.

15. Kantonales Schwingfest in Signau. Herrlicher Verlauf beim schönsten Wetter. Preise errangen: 1) Joh. Salzmann von Trub; 2) Schneider von Trub; 3) Eggler von Brien; 4) Nyser von Sumiswald; 5) Zumbunn von Aeschi u. s. w.

15.—18. Jahresfest der Studentenverbindung Zofingia in Zofingen.

17. In Altorf ertrinkt beim Baden ein Rekrut aus dem Wallis. Ein anderer Rekrut und ein Unteroffizier, die ihn retten wollen, büßen dabei ebenfalls ihr Leben ein.

22. Delegirtenversammlung des schweiz. Unter-offiziersvereins in Stans. 40 Sektionen sind dabei vertreten.

22. In Bönigen bei Interlaken stirbt alt Obergerichtspräsident und Scharfschützenoberst Imobersteg, ein allgemein geachteter und beliebter freisinniger Mann.

September 5. Graubündnerisches Kantonalschützenfest. Sehr schöner Verlauf bei allgemeiner Theilnahme.

5. Generalversammlung der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker in Biel.

6. Zusammentritt der Bundesversammlung. Berathung des Banknotengesetzes, des Jagdgesetzes und des Militärsteuergesetzes.

13. In Chur findet vom schönsten Wetter begünstigt das bündnerische Kantonturnfest statt.

13. In Andermatt hält die schweizerische naturforschende Gesellschaft ihre Jahresversammlung ab.

13. Zusammentritt des Großen Rathes des Kantons Bern. Hauptgegenstand der Verhandlungen bildet das Gesetz über Störung des religiösen Friedens und das Gesetz über die Primarlehrerbefordnungen.

13. und 14. Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in

Luzern; zum ersten Male seit ihrer Gründung im Jahr 1852.

22. Bei Gorgen sinkt ein Theil der neuen Bahnlinie längs des Zürichsee's ins Wasser. Menschenleben ist glücklicherweise keines zu beklagen. Auch Tags darauf finden fortwährend Rutschungen statt, so daß der Betrieb der Bahn eingestellt werden muß.

23. In Delsberg Eröffnungsfeier der Jura-bahnlinie Basel-Delsberg. Sie gestaltet sich auch in allen übrigen Ortschaften längs der Bahn zu einem wahren Volksfeste.

25.—27. In Thun hält der schweizerische Alpenclub sein Jahresfest ab.

26. und 27. Wettrennen und Pferde-Preis-ausstellung des Schweiz. Kennvereins in Zürich. — Große Betheiligung. Glücklicher Verlauf.

27. Unter großer Theilnahme des Publikums, namentlich der Sängervereine, wird an diesem Tage in Bern der allgemein bekannte Sängervater J. N. Weber zu Grabe getragen.

28. und 29. Jahresversammlung der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft in Niesstal.

Oktober 8. Versammlung des Schweiz. Ingenieurvereins in Bern.

12. Bundesrath Cérésolle wird zum Direktor der Simplonbahn ernannt.

12. In Meynier bei Genf wird der dortige Pfarrer Bissot, der sich beständig den Anordnungen der Regierung widersetzt, auf Befehl des Staatsrathes verhaftet.

14. Eröffnung der zweiten Session der alt-kathol. Synode des Kantons Bern durch Herrn Nationalrath Soliffaint in Bruntrut.

17. In Bern finden die Kirchengemeinderathswahlen statt. Sie fallen im Sinne des evang.-kirchl. Vereines aus.

24. und 25. An diesen Tagen feiert die Studentenverbindung Helvetia ihr 25jähriges Jubiläum in Langenthal, unter zahlreicher Betheiligung, namentlich auch der frühern Mitglieder, aus allen Gauen der Schweiz.

31. In der ganzen Schweiz finden die periodischen Erneuerungswahlen in den Nationalrath statt; im Kanton Bern zugleich Abstimmung über die Gesetze betreffend Störung des religiösen Friedens und betreffend die Erhöhung der Primar-

lehrerbefordungen. Beide Gesetze werden mit ungefähr 3fachem Mehr vom Volke angenommen. Im Kanton Bern siegt überall die liberale Liste für die Nationalrathskandidaten.

November 11. In Luzern stirbt Dr. Casimir Pfyster, ein liberaler verdienstvoller Schweizer, im hohen Alter von 80 Jahren.

12. An diesem Tage verliert das Bundesgericht seinen Präsidenten, Herrn Dr. Blumer, den ein Nervenfiebrerrückschlag dahinraffte. Der Verstorbene war lange Zeit Mitglied des Ständerathes und mehrere Mal Präsident dieser Behörde. Als gebildeter Staatsmann und guter Patriot war er auch überall hochgeachtet.

22. Zusammentritt des großen Rathes des Kantons Bern. Berathung des Wirthschaftsgesetzes. Verhandlungen über das Defizit der Bern-Luzern-Bahn.

27. Auf der Centralbahnstation Lausen stößt ein Schnellzug auf einen Güterzug. Die Lokomotive und 2 Wagen werden zertrümmert. Die Mitfahrenden kommen glücklicherweise mit dem Schrecken davon.

30. In Zürich stirbt an einem Herzschlage Dr. Kopp, Professor der technischen Chemie am Polytechnikum.

Dezember 5. Jahresversammlung des Schweiz. Volksvereins in Langenthal unter dem Präsidium von Dr. Stöfel.

6. Zusammentritt der neugewählten Bundesversammlung. Prüfung der Wahllisten. Wahl des Büreaus beider Rätze. Wahl des Bundesrathes 2c.

7. Als Nationalrathspräsident wird gewählt Oberst Frey aus Baselland, als Vicepräsident Aepli von St. Gallen.

10. Wahl des Bundesrathes für die Periode von 1876—1879. Gewählt werden in diese Behörde die bisherigen Mitglieder Welti, Schenk, Scherer, ferner Ruchonnet, Dr. Heer aus Glarus, Anderwert aus dem Thurgau, Oberst Hammer aus Solothurn. Als Bundespräsident wird ernannt Welti, als Vicepräsident Dr. Heer. An Stelle des ablehnenden Ruchonnet wird später Ruma Droz aus Neuenburg als Bundesrath gewählt.

18. Ergänzungswahlen in das Bundesgericht an Stelle des verstorbenen Dr. Blumer und des

zum Bundesrath gewählten Anderwert. Es werden zu Bundesrichtern ernannt die Dr. Dubs aus Zürich und Nationalrath Hans Weber aus Aargau.

25. Bei einer Weihnachtsfeier im Schulhause zu Helliikon, Kanton Aargau, stürzt das Treppenhause ein und zerschmettert und bedeckt mit feinen Trümmern die Leute, die auf den untern Stiegen auf das Oeffnen der Saalthüre im 2. Stocke warteten. 2 Männer, 14 Frauen und 56 Kinder werden als Leichen unter dem Schutte hervorgezogen. 36 andere Personen werden schwer verwundet. Beinahe alle Familien werden von diesem Unglücke betroffen. In einigen Haushaltungen zählt man 3—4 Todte. Viele Eltern sehen ihre sämmtlichen Kinder nur als Leichen wieder.

(Schluß folgt.)

Wie man es holt, so kriegt man es.

Ein schlechter Zahler, aber vornehmer Herr, schalt einen armen, ehrlichen Handwerksmann, er sei eine Erdenlast, bei ihm sei ja gar nichts zu finden, als eine Stube voll Kinder. Da antwortete der Arme: „Ehliche Kinder sind eine Ehrengabe Gottes, aber das Fell voll Schulden zu haben, das ist eine Schande für einen vornehmen Herrn.“

Eine Fromme.

„Ach, ich komme nicht in die Welt,“ sagte eine Betschwester zu ihrer Kammerjungfer. Da fragte diese ganz naiv: „Sind Sie denn schon im Himmel?“

Seltfame Titel.

Zur Zeit der berühmten helvetischen Regierung kam ein Bauer aus der Stadt heim, wo er unter dem Zytglocken einen Theaterzettel für eine Proklamation des Direktoriiums angesehen hatte und sagte zu seinen Nachbarn in der Pinte: „Siz het üsi Regierig nadisch afange seltfami Titel; — da hani g'lese: Menschenhaß und Neue.“

Sie hat sich anders besonnen.

Eine Frau geht nach Solothurn zu den Kapuzinern und verlangt ein Mittel für ihren wüsten Mann, von dem sie gar übel behandelt werde. Die Kapuziner merken plötzlich, wo es fehlt. Unter vielen Ceremonien überreichen sie der Frau einen Zettel und fügen bei, sie solle ihn 3 Tage und 3 Nächte auf der Brust tragen. Diejenige Ehehälfte, welche am Unfrieden schuld sei, verfallt innert dieser Zeit unfehlbar dem Tode. In einer Stunde ist die Frau schon wieder bei den Kapuzinern. Sie hat sich anders besonnen. Ihr Mann dauert sie, drum will sie das Mittel zurückgeben. Sie will sich, so gut es geht, mit ihm vertragen. — Merkt ihr's, warum?

Gut abgefertigt.

Ein verschwenderischer junger Herr wollte von einem Juden Geld borgen. Dieser verweigerte aber das Darleihen, worauf das Herrchen zürnte und im Weggehen den Juden einen Lump schalt. Da antwortete der Letztere: „Nu, Herr! Sie sein mer aach noch kein gutes Papier nicht, sonst hätt' ich d'rauf geborgt.“

Ermahnung.

Ein Junge war in der Kinderlehre gar nicht dazu zu bringen, das siebente Gebot herzusagen. Da fragte ihn der Pfarrer, ob er denn etwa schon gestohlen habe. Als der Junge dieß mit Kopfnicken bejahte, sagte darauf der Pfarrer: „Das war aber eine grobe Sünde von Dir.“ Darauf antwortete der Junge: „Ja leider, ich denke mein Lebtag daran, wie ich von meinem Vater geschlagen worden bin; es war Leinwand von der Bleiche und da sagte er bei jedem Streich: „Ein ander Mal bringst Du mir feinere.“

Genauere Beschreibung von Paris.

Ein nach Amerika Ausgewandter beschrieb seinen Anverwandten in der Schweiz seine Erlebnisse. Unter anderm meldete er: „das schönste und wichtigste was wir antrafen, war die Stadt Paris wir langten um 6 Uhr dort an mit der Eisenbahn und um 10 Uhr bekamen wir schon den Raport zum Abmarsch für nach Hawer pro Eisenbahn.“

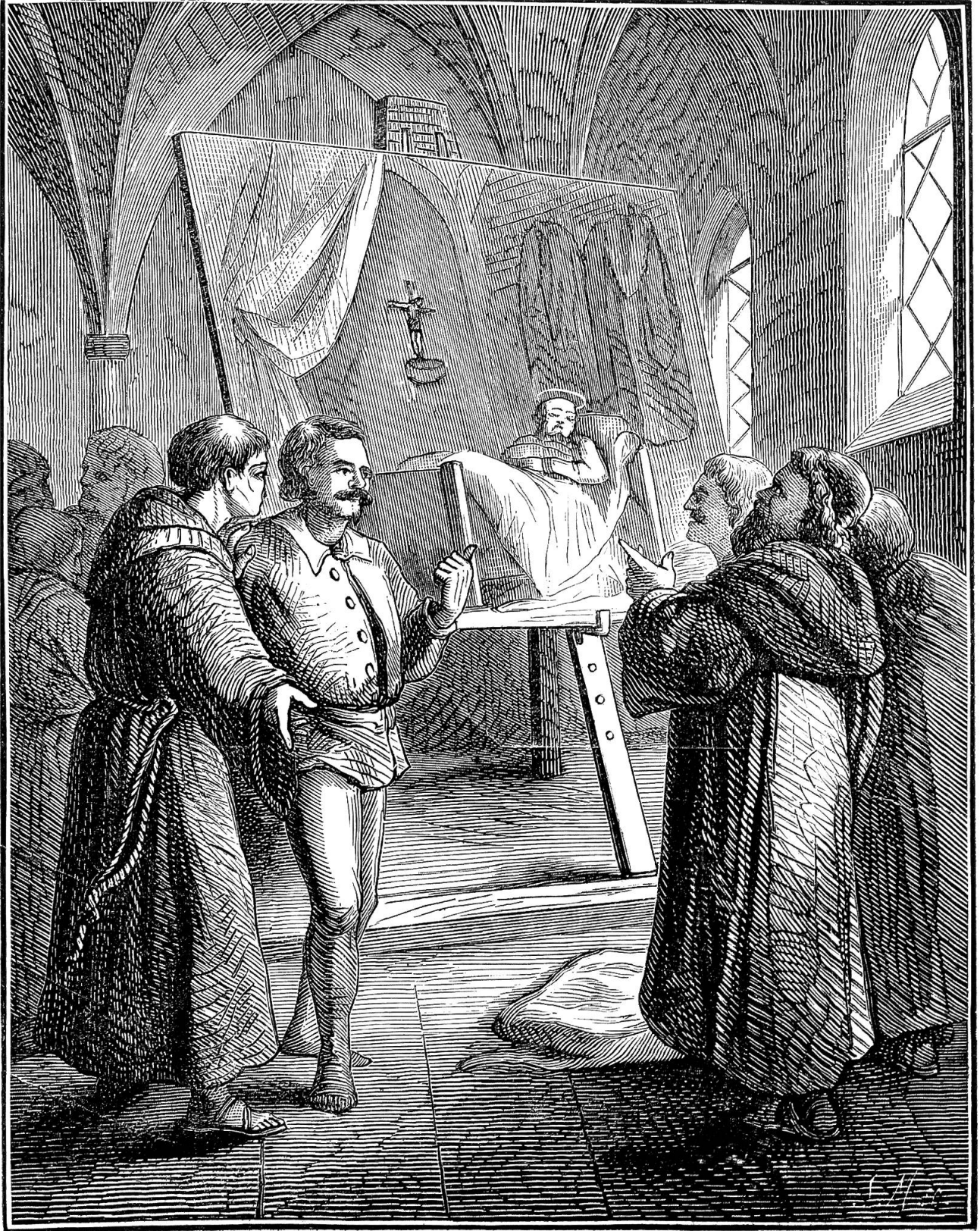
Ein salomonisches Gemälde.

(Mit Abbildung.)

Ein Franziskaner- und ein Kapuzinerkloster in einer Gegend Deutschlands lagen mit einander im Streit, weil jedes den heiligen Franziskus für sich allein als Ordensstifter in Anspruch nahm. Nachdem der Streit je länger je erbitterter geworden war, ließen sich die beiderseitigen Klostervorgesetzten durch Zuspruch der einsichtigeren Bevölkerung der betreffenden Gegend bewegen, sich einem Schiedsgerichte zu unterwerfen. Als Schiedsrichter wurde ein am gleichen Ort lebender, beiden Klöstern befreundeter Maler gewählt und der schiedsrichterliche Spruch sollte in der Weise erfolgen, daß er ein Gemälde des heiligen Franziskus zu malen hatte. Trüge dann der gemalte Heilige die Kapuzinerkutte, so hätten die Kapuziner, und wenn er im Franziskaner-Ordenskleid gemalt wäre, so hätten die Franziskaner gewonnen. Jedes Kloster sollte zum Voraus dem Maler 200 Gulden entrichten.

Der Maler schüttelte zuerst unschlüssig den Kopf. Aber die Väter hielten so lange an, bis er nachgab. Schon hatte er die Leinwand hergerichtet und die Farben gerieben, als ihn eines Abends der Franziskanerprior zu einer geheimen Unterredung kommen ließ. — „Wenn Sie den heiligen Mann im

Ordenskleid der Franziskaner malen,“ sagte er zu ihm bei einer Flasche Hochheimer, „so bezahle ich Ihnen 200 Gulden als Gratifikation, macht im Ganzen 400 Gulden.“ — Der Hochheimer schmeckte so gut, daß der Maler nach kurzem Besinnen einwilligte unter der Bedingung, daß über diesen Separatartikel reiner Mund gehalten werde. In seinem Atelier wartete, als er zurückkam, ein Laienbruder des Kapuzinerklosters und lud ihn zum Fastenessen ein. — „Wenn Sie den Heiligen im Ordenskleid der Patres Kapuziner malen,“ sagte der Guardian zu ihm, als das Essen im Gang war, „so bezahle ich Ihnen 200 Gulden Gratifikation.“ — Der Maler versprach auch dieses. — An dem anberaumten Tag brachte der Maler das Bild in das bestimmte Lokal, wo die streitenden Parteien in großer Spannung versammelt waren. Der feierliche Moment nahte, in dem die Hülle fallen sollte. Nachdem beide Litiganten die Summe bezahlt hatten, zog der Maler das Tuch weg. — Der heilige Franziskus war abgebildet wie er im Bette lag und schlief. Zu seinen Häupten hing an einem Nagel an der Wand die Kapuzinerkutte und dicht daneben an einem andern Nagel das Ordenskleid der Franziskaner. — „Das ist gegen die Verabredung,“ sagte der Kapuzinerguardian, den Maler bei Seite nehmend. — „Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten,“ rief der Franziskaner entrüstet. „Welches Ordenskleid gilt nun?“ — „Das wollen wir den heiligen Franziskus selbst entscheiden lassen,“ erwiderte gleichmüthig der Maler. „Wenn er erwacht und aufsteht, so wird es sich bald zeigen, welches Kleid er anzieht!“ Dieses Schiedsgericht hat denn auch dem Streit ein Ende gemacht.



Das salomonische Gemälde.

Neues Gift.

„Viel Zucker ist eben nicht das Gesundeste“, sagte eine geizige Pensionshalterin zu einem ihrer Zöglinge, der sich tapfer damit zum Kaffee bediente. „So! dann nehme ich die doppelte Dosis, wenn das so ist, denn das Leben ist mir bei Ihnen bereits entleidet“, — antwortete der Zögling und langte mit voller Hand zu.

Eine neue Art von Geschöpfen.

Eine seltsame Vorstellung machte sich ein Bauernjunge, der mit seinem Vater zum ersten Mal nach Luzern gekommen war und die schwarzen Frauen, die mit ihrem Vater über die Straße gingen, Nonnen nennen hörte. Indem er wohl an seine Gänse und Enten denken mochte, fragte er naiv: „Nicht wahr, Vater, der Braune ist der Nonnerich?“

Käsehandel.

Laut einer von der schweizerischen Milchversuchsstation aufgenommenen Statistik beträgt der Durchschnittspreis der Käse während der Jahre 1843 bis 1875 Fr. 60 per Ztr. 1843 war der Preis eines Zentners Emmenthalerkäse Fr. 50, er sank 1844 auf Fr. 46, stieg 1847 bis Fr. 56, sank 1848 wieder auf Fr. 45 und 1849 sogar auf Fr. 43; von da an stieg er im folgenden Jahr plötzlich wieder auf Fr. 53, sank 1852 auf Fr. 48 und stieg bis 1860 nach und nach auf Fr. 70, dann sank er im folgenden Jahr wieder auf Fr. 57, stieg 1864 wieder auf Fr. 68 und fiel 1866 wieder auf Fr. 56 hinunter. Von hier fängt ein größeres Steigen der Preise an. Der Käsepreis

betrug 1869 Fr. 75, sank 1870 auf Fr. 60, um 1871 auf Fr. 77, 1872 auf Fr. 85 und 1873 auf den höchsten Punkt, Fr. 93 per Ztr. anzusteigen. Hier war eine schwindelhafte Höhe erreicht, und als der Preis 1874 auf Fr. 75 zurückfiel, ist damit Manchem das Genick gebrochen worden.

Aus einer Rekrutenprüfung.

Frage: „Wo verläßt der Rhein die Schweiz?“

Antwort: „An der Grenze.“

Die Schwarzen.

Bei einem der vielen politischen Puttsche und lärmenden Auftritte im Anfang der fünfziger Jahre verlor ein Konservativer zwei weiße Geißen aus dem Stalle, die ihn sehr reuten. Am andern Morgen fand er zwei gleich schöne und gute, aber ganz schwarze Geißen an deren Platz im Stalle, die eine mit einem Brief um den Hals; darin stand: „Dir Schwarzem zwei Schwarze von drei Schwarzen.“

Im Examen.

„Sag du mir Annele“, fragt ein deutscher Sprachlehrer, „was ist ein Spanferkel?“ Da antwortete Anneli mit fester Ueberzeugung: „Das ischt ein Schleipstrog, Herr Professor.“

Christ und Jude.

Zwei Väter gaben ihren Söhnen bei ihrer ersten Reise in die Welt ganz dieselbe Lehre mit auf den Weg, nur mit verschiedenem Nachdruck. Der Christ: „Mein Sohn, handle immer recht.“ Der Jude: „Mein Sohn, handle immer recht.“

Pfiffiger Käufer.

Ein junger Stutzer wollte sich auch auf der Jagd zeigen und kaufte eine ganz neue schöne Flinte, sah aber erst nachdem er sie bezahlt hatte, daß der Lauf nicht ganz gerade war und verlangte eine andere. „Ja, da haben Sie ganz recht, erwiederte der Büchsenmacher, ich habe mich vergriffen, das ist auch eine von der viel theuern Sorte, die um die Ecke herum schießen.“ Als dieß der Käufer vernahm, riß er sie dem Büchsenmacher rasch wieder aus der Hand und verließ das Magazin mit den Worten: „Bezahlt ist bezahlt, thun Sie ein andermal die Augen früher auf.“ Und fort war er mit seiner schönen krummen Flinte.

Folgen der neuen Mode.

In den großen Meerbädern sind Aufseher angestellt, um die Badenden vor dem Ertrinken zu schützen. In neuerer Zeit mußte nun eine Warnung für die Wache aufgestellt werden, ertrinkende Frauenzimmer nicht bei den Haaren zu fassen, weil sie oft dem Zugreifenden in der Hand bleiben.

Neue Reklame.

Ein junger Kaufmann hatte sich in einer größern Stadt einen großen Laden eingerichtet, dem nichts fehlte als die Käufer. Bei dem schlechten Geschäftsgang war auf keine Besserung zu hoffen. Da steckte er einen Zettel folgenden Inhalts an sein Fenster: „Der Eigenthümer dieses Ladens wünscht sich mit einer jungen Dame oder Wittwe zu verheirathen.“ Was er bezweckte, wurde erreicht, sein Laden wurde einer der besuchtesten.

Eine Kriegslift.

Nun, da sitzen wir schön in der Tinte, Fritz! Wo bist du nur mit all' dem Gelde hingekommen, hast du wirklich nichts mehr als diesen lumpigen Gulden? — Keinen rothen Heller mehr, Hans! und auch den Gulden hab' ich nur deshalb noch, weil er durch die Nath meiner Tasche in's Futter durchgeschlüpft war und ich ihn eben erst finde. Du weißt, das Revoluzen macht halt Durst und Durst kostet Geld! Aber wie viel hast du denn noch, wohlweiser Sparsamkeitsprediger, he? — Gerade noch ein Sechskreuzerstück, versetzte etwas kleinlaut der Angeredete; ich verließ mich halt auf dich und jetzt sind wir beide im Pech. Wie fangen wir es an, um wieder heimzukommen? Zu Fuß durch den Wald geht es nicht; der wimmelt jetzt von Pickelhauben und wenn sie uns erwischen, so könnten wir unser Bischen Revoluzen wohl theuer bezahlen müssen. Ueber den Rhein in's Elsaß und nach Basel wäre schon recht, aber dazu braucht es Geld; die Rheinspäffer werden sich die Ueberfahrt von Flüchtlingen wohl ganz gehörig bezahlen lassen und mit deinem Gulden und meinen sechs Kreuzern springen wir nicht weit! Also Geld müssen wir haben, Fritz! — Ja, das weiß ich wohl, aber woher nehmen? Bah, kommt Zeit, kommt Nath; laß nur den Kopf nicht hängen, Hans; es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn zwei lustige Schweizerbuben, noch dazu Heidelbergerburschen, wie wir, keinen Ausweg aus der Klemme fänden! Drum nur rüstig vorwärts! — Der so sprach, war ein munterer Bursche von vielleicht zweiundzwanzig Jahren, mit blondem Krauskopf und lustig funkelnden blauen Augen. Um Mund und Sinn zog

sich ein leichtes Bärtchen; die Gestalt war kaum mittelgroß, aber kräftig und geschmeidig. Auf dem Kraushaar saß feck ein grauer Schlapphut, dessen Federschmuck aber vorsichtigerweise entfernt war; die stark mitgenommene, oft zerrissene Blouse war von einem Gürtel umschlossen, in dem eine Reiterpistole steckte; die zerrissenen Samthosen steckten in gewaltigen Kanonentiefeln, aus denen vorn die Zehen neugierig hervorguckten, Gepäck war nicht zu bemerken, wenn man nicht etwa den wuchtigen Knotenstock des Burschen dazu rechnen will.

Fast ebenso räuberhaft sah auch Hans, der ernstere Gefährte des lustigen und leichtsinnigen Fritz aus. Beide waren Schweizer aus derselben Gegend, der eine der Sohn eines hablichen Wirthes, der andere derjenige eines reichen Bauern; beide waren als Studenten in die fröhliche Universitätsstadt am Neckar, das herrliche Heidelberg gezogen, um sich am Schlusse ihrer Studienjahre auch einmal auf einer fremden Universität umzusehen. — Es war damals eine bewegte Zeit in Europa. Seit dem Sonderbundskrieg 1847 und der französischen Revolution vom Jahre 1848 fing es überall an zu gähren und zu mutten, in Deutschland und Oesterreich, in Italien und Polen, und hie und da loderte das Feuer, das lange unter der Asche verborgen war, plötzlich mit heller Flamme auf. Der Ruf nach Freiheit ging durch ganz Europa; überall wackelten die Throne und die Kronen müssen damals gar unbequem zu tragen gewesen sein. Aber das Revolutionsfeuer ward nicht zum großen Weltenbrand; so lustig und hoch anfangs seine Flammen loderten, sie gaben keine nachhaltige Gluth und im Jahre 1850 ward das Feuer überall wieder gelöscht, an vielen

Orten im Blut erstickt. Auch in Süddeutschland hatte das Revolutionsfeuer eine Zeit lang gar lustig gebubelet. In Volksversammlungen und Volksvereinen wurden die Monarchie und das stehende Heer kurzweg abgeschafft, die Republik begründet; wohlverstanden aber nur mit Worten, nicht mit der That. Als im ganzen übrigen Deutschland die Revolution bereits unterdrückt war, fand sie noch in der südwestlichsten Ecke, im Großherzogthum Baden und in der Pfalz eine Zuflucht. Dort sammelten sich alle die, welche glaubten, mit schönen Reden und ein paar fecken Buttschen lasse sich eine Republik begründen, selbst wenn es ihr an der Hauptsache, den Republikanern, fehlen sollte. Dort griff man zu den Waffen; das Heer, von seinen Offizieren verlassen, schloß sich den Aufständischen an, und Freischaaren vermehrten die Zahl, nicht aber die Kraft der Revolutionsarmee. Einer solchen Freischaar hatten sich auch Fritz und Hans, unsere beiden Schweizerstudenten, angeschlossen; in feuriger Jugendbegeisterung, nicht gewohnt, lang zu wägen und zu prüfen, hatten sie das aufflackernde Strohfeuer für den Anfang zum großen Weltenbrande angesehen und gemeint, es sei ihre Pflicht als Republikaner, für die neue deutsche Republik einzustehen; dazu kam noch, wie bei vielen andern Freischärlern, der leichtsinnige Jugendübermuth und die Lust zu Abenteuern und Gefahren. — So dürfen wir uns nicht wundern, wenn sowohl der gesetzte Hans wie der leichtfertige Fritz mit vielen andern Heidelbergerstudenten sich den Freischaaren anschlossen, und gut wäre es für diese gewesen, wenn sie keine schlechtern Rekruten gehabt hätten. Aber da war eben allerlei Volk darunter und manchmal gar kurioses; Abenteurer aus aller

Herren Länder, zusammengelaufenes Gefindel, dem es weniger um die deutsche Freiheit und Einheit als um deutsche Beute zu thun war, Kriegshelden, die im Gefechte feig und flüchtig, beim Blündern aber kühn und schlagfertig waren. Unsere Freunde waren nicht blind für die Tugenden ihrer neuen Waffenbrüder, aber sie hatten einmal a gesagt und wollten nun auch b sagen: von der einmal ergriffenen Sache schicke es sich nicht, so bald abzulassen. Sie brauchten übrigens nicht lange auszuharren. Im Mai 1849 waren sie in die Freischaar eingetreten und schon Ende Juni desselben Jahres finden wir sie auf einem Hügel des Schwarzwaldes als Flüchtlinge. Im Treffen von Waghäusel am 15. Juni war das aufständische Heer von den Preußen geschlagen und zersprengt worden, und wenn es auch im Schwarzwald auch immer noch kleinere Kämpfe gab, ja sogar die Festung Rastatt sich noch im Besitze der Volkswehr befand, so war doch der Aufstand schon im Juli vollständig unterdrückt. Daß dabei von den siegreichen Preußen die Besiegten und besonders die Freischaaren nicht sehr zärtlich behandelt wurden, versteht sich von selbst. Die Gefängnisse füllten sich mit Verhafteten; wer mit den Waffen in der Hand betroffen wurde und auch viele der Gefangenen fanden raschen Tod durch Pulver und Blei. So können wir es denn begreifen, wenn es unsern beiden Freunden im Schwarzwald nicht recht heimelig zu Muth war und sie gerne auf dem kürzesten Wege wieder daheim gewesen wären. Ihre Schaar war vor zwei Tagen zersprengt worden, seither hatten sie sich vorsichtig durch die dichten Wälder dem Rheine zuzuschleichen gesucht und standen jetzt auch wirklich bei sinkender Sonne auf

einem waldigen Vorsprung des Gebirges nahe bei Appenweier und blickten sehnsüchtig in's Rheinthal hinab und hinüber zu dem hochragenden Thurme des straßburger Münsters.

Ja da drüben lag die Freiheit; sobald sie das Elsaß erreicht hatten, waren sie geborgen vor preussischen Kugeln und badischen Gefängnissen! Aber wie hinüber? Das ganze Land war von Truppen besetzt, die Ufer bewacht, und mancher Schiffer, der Flüchtlinge über den Rhein führte, war schon durch Kugeln daran erinnert worden, daß der Belagerungszustand nicht mit sich spassen lasse. Sie waren deshalb nicht schnitzig mit dem Ueberfahren und wenn es einer dennoch wagte, so ließ er sich dafür gehörig bezahlen. —

Drum nur rüstig vorwärts, wiederholte Fritz und schlug seinem Kameraden, der noch immer sehnsüchtig über den Rhein schaute, auf die Schulter. Vorwärts, Hans! Mit allem Hinübersehen hilffst du uns nicht aus der Patsche. Da bleiben wollen wir nicht; die Nacht ist bald da und die wollen wir benutzen, um uns wieder etwas in's Gebirge zu ziehen; vielleicht daß wir bei einem Köhler ein Stück Brod und ein paar Stunden Schlaf finden. — Hans ließ sich nicht noch einmal mahnen; er faßte seinen Knotenstock und ging mit raschen Schritten Fritz nach, der von einem Besuch in Appenweier her mit der Gegend ordentlich bekannt, einen Seitenpfad in eine dunkle Schlucht einschlug; der Weg war steinig und erforderte Vorsicht; während draußen die Dämmerung noch auf dem Lande lag, war es im hochstämmigen Walde schon dunkel wie um Mitternacht; ein Wildbach brauste und sprudelte im Thalgrunde und die alten Tannen neigten ächzend und rauschend ihre Wipfel vor dem Winde,

der allmählig zum Sturme wurde. Zerriffene Wolken jagten am Himmel dahin, bald den heraufsteigenden Mond verhüllend, bald ihn plötzlich entschleiern.

Was ist das für ein Licht, Fritz, das da oben zwischen den Bäumen hervorblickt? fragte auf einmal Hans. Ein Kohlenmeiler kann es nicht sein; vielleicht ist dort ein Haus, wollen wir's probiren, ob wir dort etwas zu essen bekommen? — Mir recht, Hans, aber vorsichtig heißt es da sein; wir wissen nicht, wer da droben stecken mag. — Sie schlichen näher, es war ein altes kleines Häuschen, aus dem der Lichtschimmer hervordrang; ein Häuschen, wie es etwa ein Köhler oder ein Harzer haben mochte, am Berge wie ein Vogelneft angeklebt. Ein verwildertes Gärtchen lag daneben; der Zaun war längst zerfallen und gestattete den beiden Freischärlern leichten Zutritt. Die Thüre, über welcher das verkehrte Hufeisen zum Schutze vor bösen Geistern angenagelt war, war verschlossen, aber das daneben liegende erleuchtete Fenster war nur schlecht vom Laden geschlossen und gestattete durch die Spalten desselben Einblick. Ein alter griesgrämig aussehender Mann saß drinn, lang und mager, die Augen von einem grünen Schirm bedeckt, und zählte beim Schein eines Lämpchens blanke Gulden, die er wohlgefällig betrachtete und streichelte, bald durch die Hand gleiten, bald auf dem Tische klingeln ließ, bald wieder zu Häufchen und Rollen vereinigte. Das Innere der Hütte sah armfelig und erbärmlich aus; die alte Frau, die eine große schwarze Kasse auf dem Schooß neben dem Bette zu hinterst in dem kleinen Gaden saß, war wie der Mann ärmlich, fast bettelhaft gekleidet. Aber an Geld war da wahrlich kein Mangel; es mochten einige hundert Gulden sein, die der

Alte durch seine Finger rollen ließ. Zum Henker, flüsterte Fritz, damit wäre uns schon geholfen! Hätten wir nur ein einziges jener Köllchen, so wären wir geborgen. Du, Hans, der Alte da muß etwas hergeben! — Ja, aber wenn er's nicht geben will? Mit Gewalt wirfst du es ihm doch nicht nehmen wollen? — Mit Gewalt? fällt mir gar nicht ein; mit Güte gibt es der Alte, der offenbar ein Geizhals ist, aber nicht, so bleibt uns denn nichts übrig als List und die soll und muß uns zum Ziele führen! Mach' nur kein so bedenkliches Gesicht, Hans! Ihr Juristen seid doch sonst gar nicht so zart im Gewissen; laß mich nur machen, ich will den Mammon schon raus kriegen! und mit kräftigem Schläge pochte Fritz an die verschlossene Thüre. Drin ward ein Schreckensschrei laut, dann wurde es auf einmal finster; man hörte ein Knarren und Rasseln, als würde eine schwere Thüre aufgemacht und geschlossen und dann erst fragte eine klägliche Stimme von einem Guckloch der Thüre her nach dem Begehr des späten Besuches. Macht, daß ihr weiter kommt, war die barsche Antwort auf das höfliche Gesuch Fritzens, um ein wenig Speise und Trank; wir haben selbst nichts, ich bin ein armer alter Mann und habe weder zu beißen noch zu nagen. Oho, Alter! erwiderte Fritz, Etwas werdet ihr wohl haben, und wäre es nur ein Stücklein Brod und ein Schluck Wasser! Wir wollen's Euch reichlich zahlen, macht nur auf! — Zahlen wollt ihr, lautete die Antwort, ja dann ist's was anderes; Ihr könnt Brod, Käse und einen Schluck Schnapps erhalten, wenn ihr's bezahlt; aber in's Haus hinein dürft ihr mir nicht. He, Elsi, bring Brod und Käse hinaus, den Schnapps will ich selbst besorgen!

Halt, so ist's nicht gemeint, Alter, glaubt

ihr, wir wollen nur so stehend unsere Mahlzeit halten? Wir sind müde so gut wie hungrig und draußen zu lagern geht bei dem Sturm nicht. Hört nur, da fängt es schon an zu donnern und die ersten schweren Tropfen klatschen auf dem Boden. Nehmt Vernunft an, Alte! und während Fritz noch sprach, hatte er schnell und mit kundiger Hand durch den halbgeöffneten Thürladen hineingegriffen, den Riegel zurückgestoßen und die Thür geöffnet. Es war Zeit; eben brach das Gewitter mit voller Wuth aus und der Regen und Hagel peitschten das Dach der Hütte. — Zwar brummte und fluchte der Alte grimmig in den Bart, aber das Ding war einmal geschehen und nicht mehr zu ändern; daß er die beiden kräftigen Burschen nicht hätte mit Gewalt vom Hause fortreiben können, sah er ein, auch mochten ihn die offenen fröhlichen Gesichter trotz der räubermäßigen Kleidung beruhigt haben. Die Freunde traten ein; vom Tische war jede Spur des Geldes verschwunden. Die alte Elsi trug mürrisch Brod und Käse und ein paar kleine Gläser herbei und aus einem Schranke holte der Alte einen Krug starken Reckholders. Fritz und Hans setzten sich und ließen sich die grobe, aber kräftige Speise schmecken, und auch der Alte sammt Elsi verschmähten ein Gläschen nicht. Im Sturme war unterdessen eine Pause eingetreten und Fritz ging hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Es schien sich aufhellen zu wollen. Der Mond trat eben wieder zwischen den Wolken hervor. Als er wieder hereintrat, sah er Hans in einem Buche blättern, es war Dr. Faust's Höllenzwang; verwundert blickte er zum Bücherladen hinauf; da waren, wo andere Leute die Bibel, das Gesangbuch und den Kalender haben, lauter abergläubische Schriften

aufgestellt; da war ein Traumbuch und ein Wahrsagebuch, da waren das 6. und 7. Buch Moses und ähnliches mehr, das gewissenlose Buchhändler und Buchdrucker herausgeben, um dummen Leuten das Geld aus der Tasche zu schwindeln. Der Alte war offenbar nicht nur geizig, sondern abergläubisch dazu. — Da müßte es doch kurios zugehen, wenn wir diesen Aberglauben nicht benützen könnten, um ein paar Gulden herauszukriegen, dachte Fritz und sann hin und her, wie es wohl anzugreifen wäre. Endlich schien ihm ein Plan zu gefallen; glückt er nicht, dachte er, so ist deßhalb nichts verloren, Pech geben können wir ja immerhin; ein listiges Lächeln spielte in seinem Gesicht, als er zum Tische zurücktrat, an dem Hans immer noch las, während der Alte ein Gläschen Reckholder nach dem andern auf Rechnung der Gäste hinter die Binde goß. Es will bessern mit dem Wetter, meinte er, Mitternacht ist bald da und so können wir denn aufbrechen; vorher aber wollen wir bezahlen. Was sind wir schuldig? Meinethalb einen Gulden, erwiderte der Alte, den der Schnapps etwas umgänglicher gemacht hatte. So, einen Gulden für die paar Gläschen und das Stück Käse und Brod! lieber Freund, ihr laßt Euch ordentlich bezahlen. Doch, thut nichts, wir haben es ja. He, Hans, gib nur dein Geld her! und dabei zwinkerte er diesem so bedeutungsvoll zu, daß Hans wohl merkte, Fritz habe einen Schalkstreich vor. Zwar wollte ihn zuerst das Gewissen zwicken, aber er beschwichtigte es mit dem alten Spruche: Noth kennt kein Gebot. Waren sie ja doch noch so halb im Krieg und Kriegslisten deßhalb erlaubt und hatte er sich ja doch fest vorgenommen, dem Alten das Geld, das sie ihm vielleicht ablocken konnten, nach der Heimkehr

mit reichlichen Zinsen wieder zu erstatten. Am besten war es deshalb, wenn er sich den Anordnungen seines leichtfertigen Kameraden blindlings fügte. — Da hast du meine sechs Kreuzer, Fritz! sagte er und reichte sie dem Gefährten dar. — Donnerwetter, ist das Alles, was ihr habt, ihr Lum...! Halt, rief Fritz, nicht geschimpft; ihr werdet bald andere Augen machen, Alter! setzt nur euern Kessel auf den Herd und laßt ein wenig Wasser kochen, und du, Hans, fuhr er, plötzlich einen langsamen und feierlichen Ton anschlagend, fort, geh' hinaus und hole mir dreierlei Laub, dreierlei Kraut und dreierlei Gras, von jedem drei Hand voll und bring sie herein, und bei jeder Hand voll, die du nimmst, sage dreimal den geheimnißvollen Spruch:

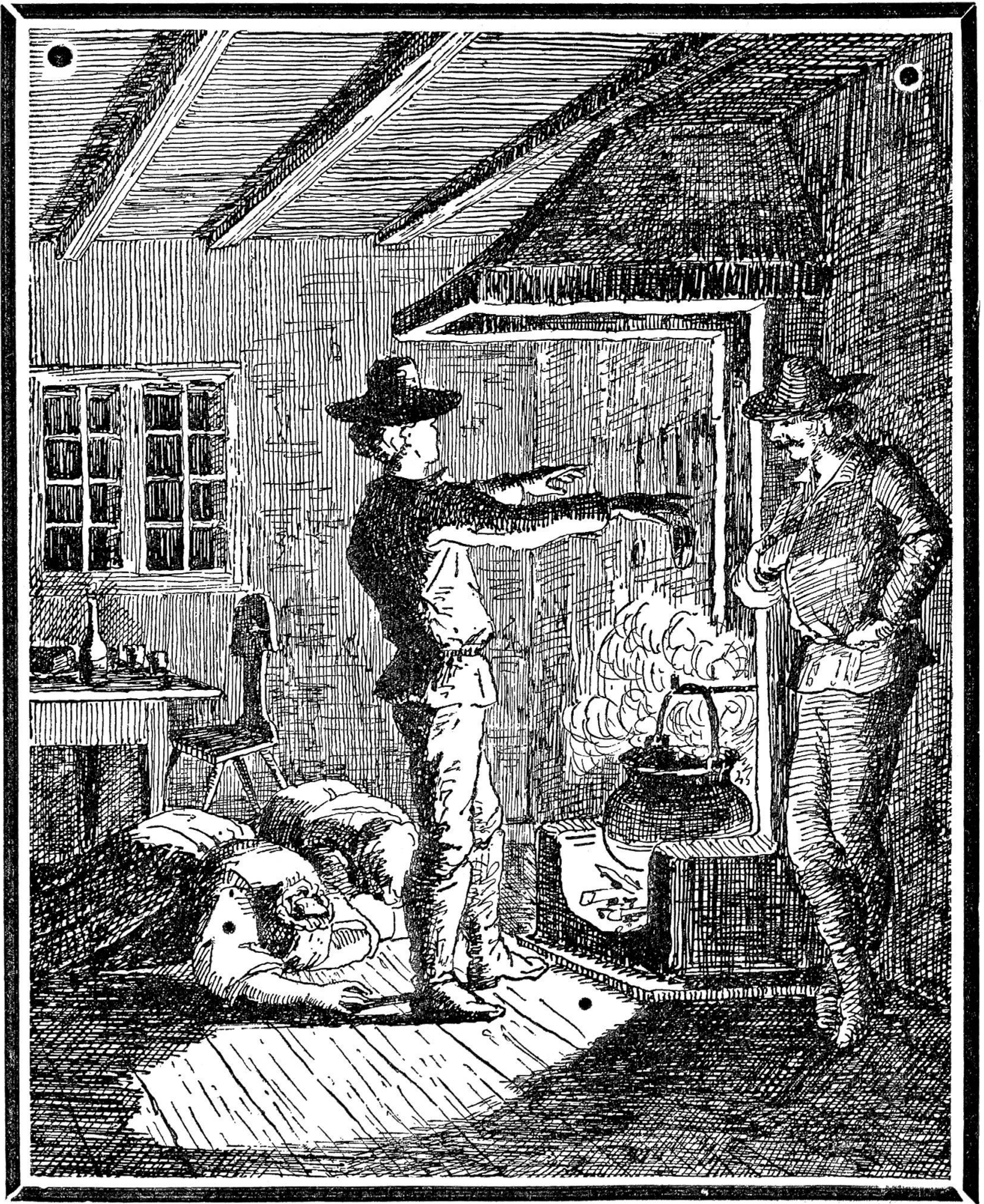
Gaudeamus igitur

Juvenes dum sumus!

Mit offenem Maule hatten der Alte und Elsi diese seltsamen Worte angehört. Ja, was soll das, fragte endlich der Alte ganz verdutzt! Was wollt ihr damit? stellte aber unterdessen gehorsamlich den Kessel über die Gluth, die er bald wieder zur Flamme ansachte. Was das soll? herrschte Fritz ihn an; wisse, Ungläubiger, daß es mir beschieden ist, mit Zauberkräutern und Segensprüchen das Geld zu verzehnfachen. Hast du nie von dem Hexenmeister Hudibras gehört? Siehe, da kommt mein Genosse und bald wirst du sehen und nicht mehr zweifeln.

Wirklich kam auch in dem Augenblicke Hans zurück, der ohne Zögern den Befehl des Freundes, zwar unter Kopfschütteln, ausgeführt hatte und warf unter Murren des vermeintlichen Zauberspruches auf einen Wink Fritzens seine Kräuter in den Kessel, aus dem nun dicke Dampfwolken aufstiegen. —

Es ist Mitternacht, fuhr nun Fritz mit feierlicher Stimme fort; die Zeit ist da, das Werk beginnt. Ihr aber, ihr Ungläubigen, werft Euch zur Erde und hebt das Antlitz nicht empor, was auch geschehe, bis der Zauber vollendet ist. — Erschreckt und befangen, zugleich neugierig, folgten die beiden Alten seinem Gebote. Aldebaran, Aldebaran, Aldebaran, rief Fritz mit dumpfer Stimme, warf den Sechser in den dampfenden Kessel und stürzte, gefolgt von Hans, zur Thüre hinaus. Was Teufels machst du denn für Faren, flüsterte ihm Hans draußen ärgerlich zu; wozu soll all' dies Gaukelspiel nützen? — Lieber Freund, laß mich nur machen, antwortete Fritz vor unterdrücktem Lachen halb erstickt. Ich will dein zartes Juristengewissen nicht unnütz beschweren, folge nur meinen Winken ohne zu grübeln und wenn ich noch einmal Aldebaran rufe, dann gib nur Pech den Hohlweg rechts hinunter, so schnell dich die Füße tragen, alles andere überlaß mir, und nun komm! Sie traten wieder hinein. Dreimal drei Minuten sind verflossen, rief Fritz, die Zeit ist um, der Zauber ist gelungen. Erhebet Euch! und wie nun der Alte und Elsi sich halb geängstigt, halb neugierig herandrängten, fuhr er dreimal mit einem weißen Stäbchen in der kochenden Brühe herum, und beim dritten Male überreichte er dem Alten seinen blanken Gulden, den er gewandt aus dem Ärmel hatte in die Hand gleiten lassen. — Glaubt ihr nun, ihr Ungläubigen, sprach er ernst und strafend, mit meinen Kräutern und Sprüchen habe ich den Sechser in einen blanken Gulden verwandelt; da habt ihr ihn, die Schuld ist bezahlt, lebt wohl! Damit machte er Miene, sich mit Hans entfernen zu wollen; aber er ging langsam, als hoffe er aufgehalten zu



Eine Kriegslift.

werden, und er hatte sich nicht getäuscht. Sie hatten die Hausthüre noch nicht erreicht, als ihn der Alte beim Armel faßte. Seine Triefaugen funkelten vor Angst und Habgier. Geehrter Herr Hexenmeister, sprach er flehentlich, wollt ihr nicht einem armen alten Manne zu Gefallen den Zauber noch einmal wirken lassen, und den Gulden wieder verzehnfachen? Euch kostet es ja nichts, ja ich will Euch den Gulden gern wieder zurückgeben, nur thut mir den Gefallen! — Thörichter Greis, war Fritzens Antwort, weißt Du nicht, daß es auch dem größten Zauberer nicht möglich ist, dasselbe Geldstück nochmals zu verwandeln, bevor 3 mal 3 Nächte verflossen sind? Erst am 10. Tage könnte ich den Zauber wiederholen, dann aber bin ich wieder weit von hier entfernt. Ja, wenn Du noch anderes Geld hättest, dann wäre es mir ein Leichtes; aber Du bist arm und hast die paar Gulden nicht, die von Nöthen wären. Gehab Dich wohl! und wieder schien er sich entfernen zu wollen. Wartet nur noch einen Augenblick, geehrter Hexenmeister, keuchte der Alte, ich bin nicht so arm, wie ich aussehe; ich habe Geld verborgen; ich kann Euch 10, ich kann Euch 20, ja 100 Gulden zum Verwandeln geben; nur thut mir den Gefallen und helft einem armen alten Mann! — Und was willst Du thun, wenn ich Deine Bitte erfülle? willst Du meinem Gebote getreulich Folge leisten, nicht aufblicken von der Erde und meinen Zauber nicht stören? — Nein, nein, geehrter Herr Hudelnaß, ich will thun, was ihr wollt, nur verzehnfacht mir meine 100 Gulden, bettelte der Alte. Es sei, aber beeile Dich, denn so wie der erste Morgenschein sich zeigt, ist meine Zauberkraft vorbei. Vergiß auch nicht, daß es, um 100 Gulden zu verwandeln,

stärkeren Zauber und längere Zeit braucht, als um einen Sechser zu einem Gulden zu machen und daß Du deßhalb doppelt gehorsam und still sein mußt.

Und nun, Genosse, fuhr er zu Hans gewendet fort; geh noch einmal hinaus und hole die Blätter und Kräuter und Gräser und murmle den Zauberspruch: vergiß aber auch nicht, mir einen Stein mitzubringen, flüsterte er ihm beim Hinausgehen noch rasch und heimlich zu. Du aber, o Greis, hole mir das blinkende Silber. — Der Alte öffnete eine Thüre hinter dem Bette, verschwand darin und kehrte nach kurzer Zeit mit einer Rolle von 100 Gulden zurück. Ich will sie selbst in den Kessel werfen, meinte er, ich möchte doch auch etwas beim Zauber mithelfen. — Und meinst Du, Unglücklicher, ungeweihte Augen können den Zauber ansehen, ohne ihn zu stören, ohne zu erblinden; meinst Du, der große Aldebaran werde sich Dir, dem niedrigen Wurme, enthüllen! Geh zurück, Unwürdiger, und laß mich scheiden, Du bist's nicht werth, daß Dir zu Gunsten der Zauber wirke. — Mein, nichts für ungut, lieber Herr Hexenmeister, ich meinte nur so; ich will mich allem fügen, da ist das Geld, nur schafft mir meine 1000 Gulden! — Du sollst keinen Schaden leiden, gab Fritz ihm doppelsinnig zur Antwort; Du sollst erhalten, was Dir gebührt! und nun kniet wieder nieder und drückt das Antlitz gegen den Boden und blickt nicht auf. Hans war unterdessen wieder eingetreten, hatte Fritz heimlich den Stein zugesteckt und die Kräuter in den Kessel geworfen. Blitzschnell ließ nun Fritz die Geldrolle in seine Tasche gleiten, rief wieder dreimal Aldebaran, warf den Stein in den Kessel und stürzte mit Hans hinaus, den Hohlweg hinunter und rastlos weiter

durch die Nacht. Der Alte und Elsi warteten und warteten, 3 mal 3 Minuten waren längst vorüber, vielleicht schon 9 mal 9 Minuten und immer noch ließ sich nichts hören und sehen. Nur das Wasser im Kessel sang und brodelte; endlich konnte sich Elsi doch nicht enthalten, ein Bißchen den Kopf aufzuheben; die Stube war leer, vom Hexenmeister und seinem Genossen nichts zu erblicken, als die alten schadhafte Pistolen, die sie auf dem Tische abgelegt hatten. Draußen pfliff und heulte der sich wieder erhebende Sturm. Ich glaube, die Schelme seien auf und davon; steh' auf, Kaveri, und komm sieh, sprach endlich Elsi tiefbekommen. Lange wollte Kaveri nicht daran glauben, er habe es ja selbst gesehen, wie der Hudelnaß aus einem Sechser einen Gulden gemacht habe, meinte er, und daß er die 100 Gulden in den Kessel geworfen, habe er selbst gehört und Einer, der heren könne, werde doch nicht so dumm sein, für nichts und aber nichts davonzulaufen, wenn 1000 Gulden zu gewinnen wären. Aber als der Morgen anbrach und kein Hexenmeister sich zeigte, und als gar im Kessel statt der 100 Gulden nur ein Sechskreuzerli und ein schwerer Stein unter all' dem Kraut gefunden wurden, da mußte er doch dran glauben und wäre vor Wuth und Aerger gern aus der Haut gefahren, wenn er gewußt hätte, wie er kommlich wieder hineinkäme. Zur Verfolgung der Beiden war es zu spät; bis Kaveri endlich Polizei und Soldaten auf die Spur der beiden Freischärler und Hexenmeister gebracht hatte, waren die längst unter dem Schutze der Nacht durch den Wald und die schlafende Ebene an den Rhein gelangt, hatten mit der Hälfte ihrer Beute einen Schiffer gedungen und glücklich das elsäpische Ufer und

nachher über Basel die Heimath erreicht. Dem armen Kaveri aber ging es böß; den Schaden hatte er und für den Spott sorgte kein Elsi reichlich. Von den beiden Hexenmeistern und ihren 100 Gulden dachte er nie mehr etwas zu hören. Er hatte sich aber geirrt, es waren noch keine 4 Wochen über Land gegangen, als an einem Abend der Postbote von Appenweier feuchend und schwitzend den steilen Waldweg zu Kaveri's Haus einen schweren Sack hinauftrug, und darin lagen blanke und wohlgezählte 150 Gulden, mit einem Zettel des Inhalts:

Lieber Kaveri! Nach vielem Nachfragen bei Bekannten in Eurer Gegend haben wir endlich erfahren, wie ihr, unser unfreiwilliger Gastfreund und Reisgeldspender, heißt. Euer Reisgeld ist uns Beiden recht zu statten gekommen und wir danken Euch dafür bestens; unsere Kriegslift werdet ihr uns wohl verzeihen, wenn ihr das Geld nachzählt; es soll richtig sein; ihr seid, wie wir's versprochen, nicht zu Schaden gekommen und habt erhalten, was Euch gebührt. Die 50 Gulden extra sind Zins und Schmerzensgeld für den Schreck. Lebt wohl, grüßt Euer Elsi und denkt: wer selbst kein Hexenmeister ist, soll sich mit Hexenmeistern nicht einlassen.
Euer Freund!

Der Hexenmeister Hudibras der Große. Wie es dem Kaveri und Elsi nachher weiter ergangen ist, ob mit dem Schadenersatz auch der Spott ein Ende nahm, weiß der Bote nicht zu berichten. Hans und Frits aber hatten mit der Sendung ihr Versprechen erfüllt und das Gewissen beruhigt und wenn sie heute, da sie große Männer im Staate sind, an jene Tage zurückdenken, so ist das Andenken an ihre Flucht und Kriegslift ihnen eine heitere Erinnerung.

Links.

Ein junger Mensch, der aber nicht lesen konnte, bekam ein Buch zum Geschenk. Er spiegelte es in einer Gesellschaft und gab sich den Anschein, er lese darin. Da fragte ihn ein Nachbar, warum er denn das Buch verkehrt in der Hand halte. „Weil ich Links bin“, lautete die Antwort.

Die größte Lüge.

Jemand versprach demjenigen seiner drei Diener, der die größte Lüge sagen würde, eine Belohnung. „Ich habe nie gelogen“, sagte der Erste. — „Ich kann gar nicht lügen“, der Zweite. — „Sie haben Beide die Wahrheit gesagt“, meinte der Dritte und hatte damit den Preis gewonnen.

Auch nicht übel.

Zwei Studenten sahen einen Handwerksburschen; den nahmen sie sich vor zu foppen, traten zu beiden Seiten neben ihn und fragten ihn, ob er mehr ein Strolch oder ein Esel sei? — Da antwortete ihnen dieser anscheinend ganz gutmüthig: „So, so mitten zwischen beiden.“ —

Großes Trinkgeld.

In einem Gasthof wurde einem Fremden eine sehr hohe Rechnung präsentiert, auf der für die Bougies (Kerzen) extra Fr. 1. 50 angesetzt waren, obschon der Gast sie gar nicht angezündet hatte. Der Fremde nahm nun die Kerzen und gab sie dem Oberkellner mit den Worten: „Da für die Kerzen auf der Rechnung Fr. 1. 50 verlangt werden, so werden sie wohl so viel werth sein; nehmen Sie dieselben als Trinkgeld!“

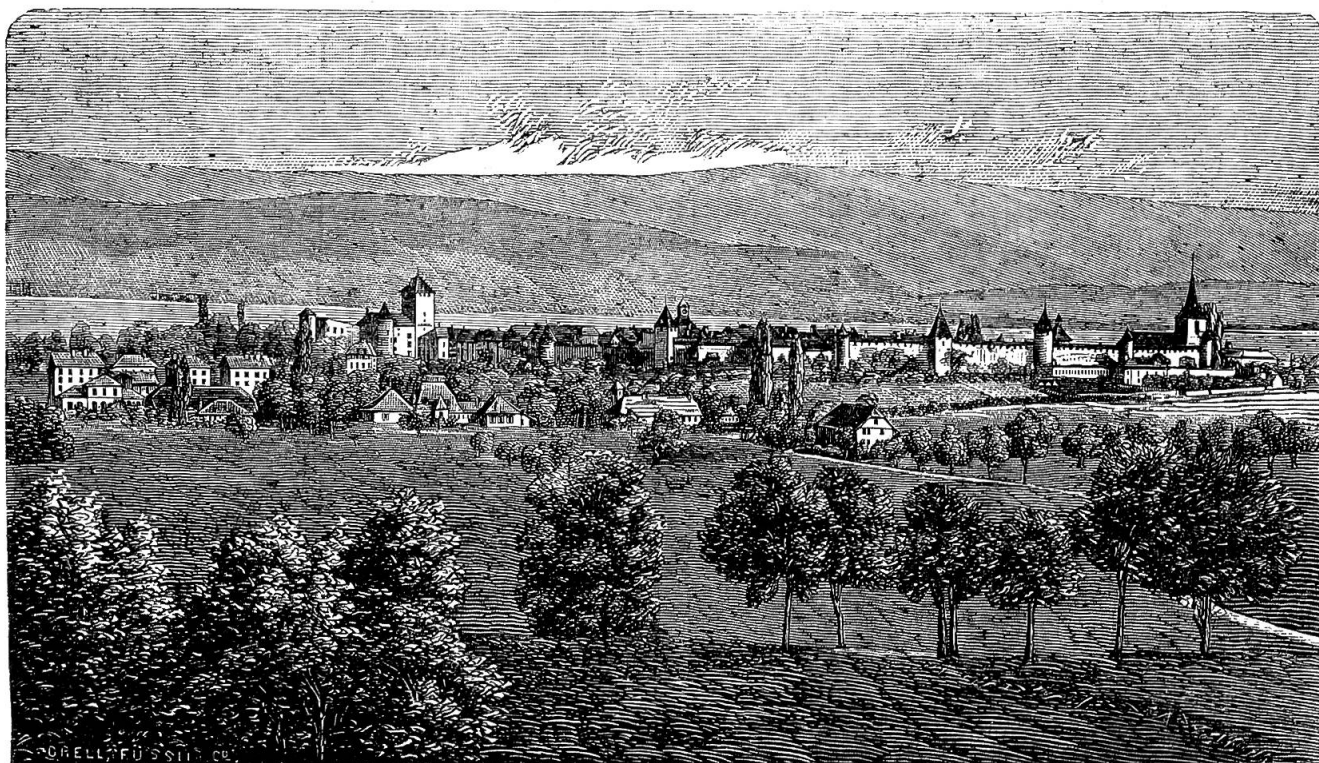
Mißverständnis.

In der großen Kirche in der Bundesstadt ist rechts beim Eingange neben der Stift ein Kämmerlein, darin sitzen Leute, die den ganzen Tag auf Trinkgelder passen, um andern Leuten die Kirche dafür zu zeigen, oder sie auf den Thurm zu führen. Da kam auch einst ein Merliger, ein Sohn von jenem Bürgermeister, der die Glocken, um sie vor den Franzosen zu verbergen, in den See versenken und an der Stelle ein Kreuz in das Schiff machen ließ, um sie dann wieder zu finden. Als dieser die Thurmstiege schon weit hinauf geschnauft war mit der Trinkgeldfrau vom Stübli, die ihm von ihrer Tochter vorschwagte, die bald niederkommen werde, da fragte er endlich, Athem schöpfend: „he nu, wie lang geits noh?“ — Die Frau meinte — mit ihrer Tochter — und sagte: „oh öppe noh 2 oder 3 Tag.“ — Da kehrte der Merliger plötzlich um mit den Worten: „Das geit mer z'lang, das man i nit verschnufe“, — und aus war es mit dem Trinkgeld. —

Er weiß sich zu helfen.

Ein Gemeindefreiber, der an Gedächtnisschwäche leidet, soll zu einer von seiner Schreibstube entfernten Wahlversammlung das Stimmregister mitbringen, vergißt es jedoch. Die Wahlverhandlung beginnt und der Präsident verlangt das Vergessene. — „Richtig,“ bemerkte der erschrockene Sekretarius, „ich habe es im Wirthshause daneben liegen lassen und will es schnell holen.“ Im Nu ist er wieder da. Er hat die Wirthskontrolle erwischt, legt sie vor den Präsidenten hin und ruft mit Pathos: „Da ist das Stimmregister!“

Die Murten Schlachtfeier. (20.—22. Juni 1876).



Hauptansicht von Murten.

Bist Du, lieber Leser, schon einmal in Murten gewesen? Kennst Du das altersgraue Städtchen, das von trotzigen Mauern umringt, von hohen Burgthürmen überragt, sich so stattlich im klaren See spiegelt? Ja? Nun dann wird es Dir auch gefallen haben und es wird Dir recht sein, mit mir wieder einen Gang dorthin zu machen.

Bist Du aber noch nie dort gewesen, liegt Dir Murten weit ab und gilt Dir fast schon als der Eingang zum Welschland, weißt Du von ihm nicht viel mehr, als daß dort ein apartiger Kabis wachsen soll, dann komm und begleite den Boten; er möchte Dich heute hinführen. Du brauchst nicht etwa Kummer zu haben, der Stelzfuß gehe Dir zu langsam. Heute geht er schneller

als die Post, schneller sogar als der Eisenbahncholi, der seit ein paar Wochen von Lyß nach Murten führt, und wenn der Bote auch einen Umweg von 400 Jahren macht, er kommt doch noch zur rechten Zeit an's Ziel. —

Es ist im Juni 1476. Der Himmel ist von grauen Wolken verhängt; der Regen gießt herab, als gälte es einer zweiten Sündfluth. Vor Murten lagert das Heer Karls des Kühnen, des mächtigen Herzogs von Burgund. Die Dörfer ringsum sind verbrannt, Rauchsäulen und verkohltes Holzwerk künden ihre Stelle. Von den Hügeln her dröhnen die Kanonen und aus der belagerten Stadt antworten donnernd die Geschütze. Schon seit zwölf Tagen liegen die

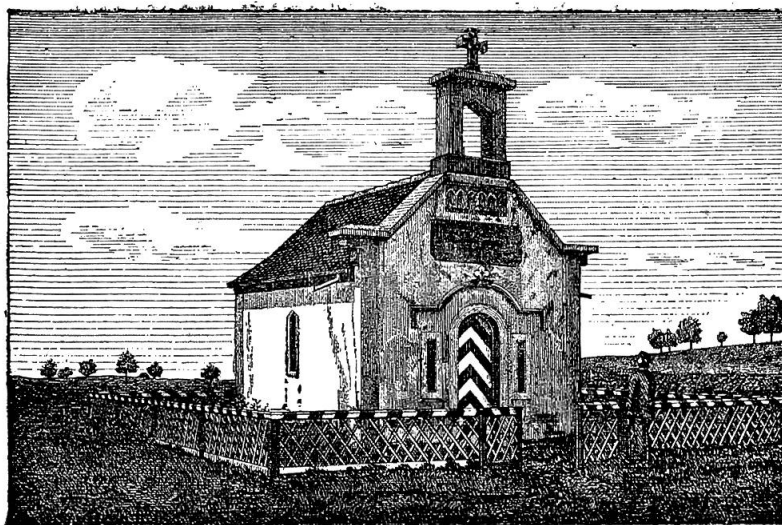
Burgunder vor der Stadt, über 30,000 Mann stark. Im ersten Anlaufe müßte Murten fallen, hatte der Herzog gemeint, aber der Murtner Leu war ein gar trotziger Gesell, dem burgundischen Löwen wohl gewachsen. Vergebens hatten die Burgunder ihre Kanonenkugeln in die Stadt geworfen und die Mauern zerschossen, vergebens den Sturm gewagt; mit blutigen Köpfen waren sie heimgeschickt worden und knirschend vor Wuth sah sich der übermüthige Herzog, der seine gierigen Hände nach den niederländischen Städten, der Lothringischen Krone und den Ländern der Schweiz, ja nach der Kaiserkrone ausstreckte, auf seinem Siegeszug gehemmt. — Noch hält sich die Stadt, mit Heldenmuth vertheidigt von ihren tapferen Bürgern und der Besatzung, die Bern und Freiburg ihr zu Hülfe geschickt. Wo auch die Kugeln der Burgunder die Mauern niederwerfen, da sperrt eine lebendige Mauer muthiger Krieger dem Feinde den Weg. So lange eine Ader in uns lebt, gibt Keiner nach! hatte Adrian von Bubenberg, der kühne Hauptmann von Murten, nach Bern geschrieben, und das stolze Wort wurde wahr.

Zwar begann allmählig im rastlosen Kampfe die Kraft zu erlahmen und sehnsüchtige Blicke mögen die Belagerten wohl über die burgundischen Zelte hinaus zu den Höhen geworfen haben, von denen die Eidgenossen zum Ersatz anrücken sollten; aber immer wieder ermannten sich die müden Krieger, von Bubenbergs Heldenmuth mitgerissen, wenn der Feind die Mauern herannte, und immer wieder siegte ihre unerschütterliche Tapferkeit. Wie lange aber konnte der Widerstand noch dauern? Der Feinde waren viele; für die Ermatteten rückten immer frische Schaaren in die Reihe. In Murten

aber gab es keine Ruhe; Tag und Nacht mußte die kleine Schaar der Vertheidiger des Angriffs gewärtig sein und immer noch loderten die Feuer bei Jns nicht auf, welche das Nahen der Eidgenossen verkünden sollten. —

Endlich, es dauerte lange, hatte sich bei Bern das Heer der Schweizer gesammelt; es war eine stattliche kriegstüchtige Schaar, 26,000 Mann stark, von erfahrenen und kühnen Führern geführt. Aus allen verbündeten Gauen waren sie gekommen, sogar aus dem fernen Tessin; die Städte und die Ritterschaft des Elsaß und des Breisgau's hatten ihre Reifigen und ihre Geschütze geschickt, vorab Straßburg und Colmar. Ueber 6000 Mann hatte Bern allein unter Scharnachthal und Petermann von Wabern in's Feld gestellt. Am 22. Juni, am Zehntausendritterttag hatte das Heer die waldigen Höhen vor Murten erreicht. Die Vorhut, aus den wackern Thunern und der rüstigen Mannschaft der Berge bestehend, befehligte der edle Hans von Hallwyl; die Reiterei, zumeist elsäpische Ritter und die Reifigen der Städte, stand unter dem Herzog von Lothringen, der mit Hülfe der Eidgenossen sein Land von Karl zurückzuerobern gedachte, und dem Grafen von Thierstein. Den Gewaltshausen führten Hans Waldmann von Zürich und Wilhelm Herter von Straßburg. — Die Burgunder hatten das Nahen der Eidgenossen so gut bemerkt wie die Belagerten in Murten. Aber der Schweizerbauern achtete sich Herzog Karl nicht viel; mit ihnen glaubte er leichtes Spiel zu haben. Ohne die Belagerung aufzuheben erwartete er den Angriff; zwei seiner Schlachthausen sollten die Stadt hüten, die drei andern besetzten die Ebene von Grench und die Höhen von Gurwolf und Courüberle im

Süden der Stadt. So wollte er die Eidgenossen zwingen, ihn von Münchenwyl her anzugreifen, damit er sie wie in einer Mausfalle von drei Seiten her zugleich fassen und vernichten könne. Aber fatalerweise für die Burgunder waren die Schweizer grob und ungeschlacht genug,



Schlacht-Kapelle.

um sich wenig um des Herrn Herzogs Plan zu bekümmern; sie gingen nicht in die Falle, sondern Karl von Burgund blieb selbst darin stecken. Es war schlechtes Wetter; seit vier Tagen, seit dem großen Sturm, den Murten am 18. Juni abgeschlagen hatte, regnete es beinahe unaufhörlich und auch am 10,000 Rittertag vermochte erst um Mittag die Sonne das dichte Gewölk zu durchdringen. „Eidgenossen, Gott leuchtet uns zum Siege!“ rief da Hans von Hallwyl und rückte mit der Vorhut vor; ihm nach wie ein reißender Strom das Heer der erbitterten Eidgenossen. Im Sturme wurde, freilich erst nach hartem Kampfe, der Grünhag des Herzogs bei Courfieberle genommen; statt wie Karl gemeint hübsch von Münchenwyl aus in die Falle zu gehen, hatten die Schweizer den Stier bei den Hörnern gepackt und die feindliche Stellung da angegriffen, wo der Sturm am wenigsten erwartet wurde. Die Verschanzung der Burgunder (bei der jetzigen Schlachtkapelle) wurde erstürmt, das burgundische Geschütz, das am Grünhag stand, erobert und gegen

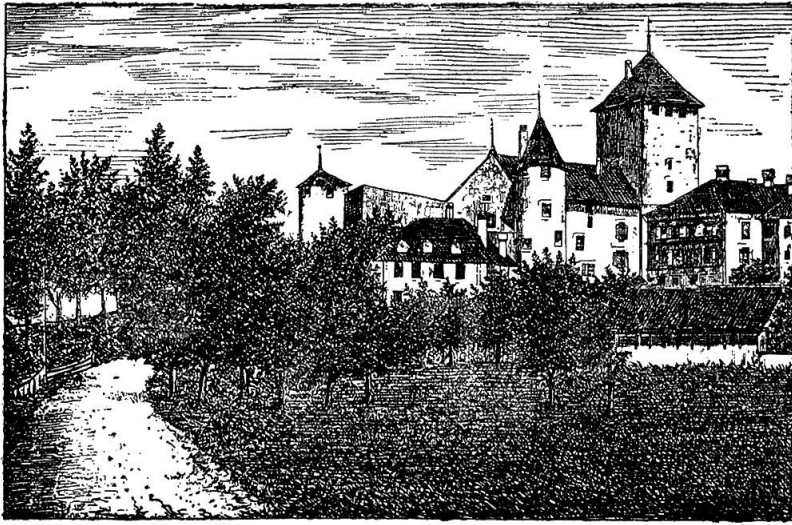
die Burgunder selbst gefehrt und damit war der Sieg schon so zu sagen entschieden. Wohl stellten sich die Burgunder mehrmals wieder kräftig entgegen; aber ihre Schaaren waren zu sehr zerstreut; die Truppen im Lager vor Murten bei Merlach ahnten nichts von der Schlacht bei Curwolf; die Eidgenossen erstürmten die Brücke und furchtbar wüthete ihr Schwert unter dem niederländischen Adel, der mit Karl zu Felde gezogen war. Selbst Karl wurde von Arnold von Rothberg verwundet und kaum konnten ihn seine Reifigen retten. An 14,000 burgundische Ritter und Reiter giengen hier zu Grunde und in schimpflicher Flucht mußte Karl sich nach Gex wenden. — Zur selben Zeit als in Curwolf die Macht der Burgunder gebrochen wurde, machte Bubenbergh einen Ausfall aus der Stadt und drängte die letzten Schaaren der Burgunder dem See zu; von beiden Seiten angegriffen, hinter sich den Feind, der heute keine Gnade kannte, vor sich den trügerischen Wasserspiegel, vertrauten sich die fliehenden Burgunder lieber diesem an als dem Erbarmen der Eidgenossen. Aber auch der See half zu ihrer Vernichtung; in seinem sumpfigen Boden blieben die Hufe der Pferde stecken; viele versanken und ertranken, mehr noch wurden vom Ufer oder von den Schiffen aus niedergeschossen; 6000 Burgunder sollen

damals im See umgekommen sein und heute noch wirft der See hie und da Waffen und Wehr der versunkenen Burgunder aus.

Die Schlacht war gewonnen; der Feind besiegt und versprengt, was von ihm noch übrig war; auf dem Schlachtfelde aber lagerten wäh-

rend dreier Tage die siegreichen Eidgenossen, und wie sie vor dem Angriff den Herrn der Schlachten angerufen, so gaben sie auch nachher ihm die Ehre, und überall in der Eidgenossenschaft wurden für den großen Sieg Dankgottesdienste angeordnet. — Und damit waren für die Schweiz die Burgunderkriege eigentlich zu Ende; die Macht des Herzogs war gebrochen, die Berner und Freiburger rückten in die Waadt ein und eroberten und behaupteten schon damals große Stücke derselben. Karl aber wurde im folgenden Jahre bei Nancy wieder geschlagen und zugleich erschlagen. Sein Reich zerfiel. —

Vierhundert Jahre sind vorüber und wieder klrirt es in Murten von Waffen und Wehr. Panzer blinken im Sonnenscheine, von den Helmen nicken die Federbüsche, muthige Streitrosse tummeln sich und die Banner von Freiburg und Bern, von Zürich und Straßburg flattern im Winde. Dort reitet Herzog Renat von Lothringen, da Graf Arnold von Thierstein, hier der ritterliche



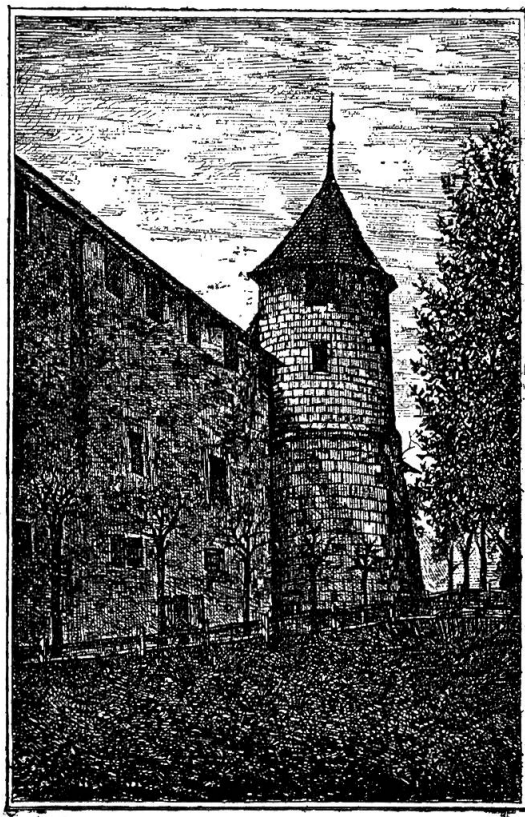
Das Schloß.

Hans Waldmann; Bubenberg und Hallwyl, Scharnachthal und Wabern, Herter und Hertenstein und wie die Tapfern alle heißen, scheinen aus dem Grabe erstanden zu sein; die Zünfte Bern's stehen im Eifenkleide da, die kühnen Oberländer sind mit ihren Fähnlein ange-

rückt und drohend schallt das Horn von Uri. — Die Eidgenossen feiern nach 400 Jahren den Sieg von Murten. Das altersgraue Städtchen prangt im Festgewande, die Mauern, die einst dem Burgunder Trotz geboten, der zerschossene Thurm und die Burg sind mit bunten Flaggen geschmückt und Tausende und aber Tausende von Eidgenossen sind herbeigeeilt, den Siegestag der Ahnen festlich zu begehen. Schon am 20. Juni drängten sich die Festbesucher in der kleinen Stadt zusammen; am 21. wurde der Sieg durch die herrliche Festcantate, von Pfarrer Salis in Viestal gedichtet, von L. Remptner componirt, gefeiert, die von 500 Sängern und 80 Musikern vorgetragen einen überwältigenden Eindruck machte und am 22. endlich, dem Hauptfesttage, setzte sich der glänzende historische Zug, 1400 Mann zu Fuß und 300 Reiter, in glänzenden historisch treuen Costümen in Bewegung, um zum Schlachtfeld hinauszuziehen, wo Herr Weck-Reynold von Freiburg, Pfarrer Dachsenbein von Murten und vor Allem Bundesrath

Welti in warmen, tief ergreifenden Worten die Bedeutung des Festes hervorhoben. Ihre Worte waren ernst; sie entsprangen nicht eitler Selbstüberhebung, nicht thörichtem Stolze auf den Ruhm der Ahnen; am Beispiele der Vorväter zeigten sie, was einst die Schweiz groß gemacht, aber sie zeigten zugleich, wie aller Heldenruhm der Väter dem Vaterlande nichts nützt, wenn seine Bürger sich nicht bestreben, in Tüchtigkeit und redlichem Fleiß den Ruhm der Ahnen zu bewahren.

Und darin liegt die Bedeutung des Murtenfestes. Der Bote gehört nicht zu denen, die meinen, von einem Fest zum andern zu gehen, hochtrabende Reden zu hören und zu halten, mit dem Ruhm der Ahnen und der eigenen Vortrefflichkeit zu prahlen, daneben auf den Lorbeeren der Väter sich faul hinzustrecken und Gott einen guten Mann sein zu lassen, sei des Republikaners würdigstes Lebensziel. Aber wenn ein patriotisches



Zerschossener Thurm.

Fest im rechten Sinne gefeiert wird, nicht als glorreiche Errungenschaft, sondern als Sporn zu eigenem, redlichem Wollen und Schaffen, dann hat dasselbe, wie das Fest in Murten seine Berechtigung, und wir freuen uns mit den Murtnern, daß es so herrlich gelungen und kaum von einem Mißton getrübt worden ist. Die Schlacht von Murten war das wichtigste Ereigniß der Schweizergeschichte, der Angelpunkt, bei dem es sich für die Eidgenossenschaft um Sein oder Nichtsein handelte; durch festes Zusammenhalten, durch Treue und Kraft, durch festen Muth ohne Selbstüber-

hebung gelang es unsern Ahnen, den Sieg zu erringen und die Existenz des Vaterlandes zu sichern; wohl uns, wenn die Feier der Schlacht uns nicht nur in Erinnerung ruft, daß unsere Väter gesiegt, sondern auch wie und warum sie gesiegt haben. Dann ist das Murtenfest nicht nur ein schönes, sondern auch ein gesegnetes gewesen.

Höflichkeit.

Jemand hatte sich an einer Portion Rindszunge überessen und klagte dies seinem Freund. Dieser rieth ihm, er solle nur einen Schnaps über die Rindszunge schütten, es werde ihm dann schon bessern.

Genauere Kontrolle.

Ein Reisender tanzte in einer kleinen Stadt mit einem hübschen Mädchen und fragte dasselbe: „Gibt es noch mehrere so hübsche Mädchen wie Sie, im hiesigen Orte?“ „Noch vier oder fünf“ war die Antwort.

Zerstreute Andacht.

Lifette und Gattung, zwei alte ledige Schwestern.

Lifette. „Hör jiz uf dädere, mer wey üst Andacht verrichten u de ids Bett.“

Gattung. „Miera, aber i bi emel noh nüt schläferig, — ju fah a.“

Lifette. „Der Tag ist wieder hin,
Mit ihm ein Theil des Lebens,
Wie hab' ich ihn vollbracht?“

Gattung. „Was ghört men oh geng uf der Gaf?“

Lifette. „He es werde d'Omnibus sy vo der Isebahn.“

„Der Tag ist wieder hin,
Mit ihm ein Theil des Lebens.“

„Was weymer oh morn dem Better für nes Gföch gäh?“

Gattung. „Wie wärs wenn mer üse Surchabis versuchte?“

Lifette. „Du hest recht.“

Der Tag ist wieder hin —

Gattung. „Über was heimer für druf?“

Lifette. „Es Chineli, aber jiz ver-
stöhr' mi nit geng.“

„Der Tag ist wieder hin
Mit ihm ein Theil des Lebens,
Wie hab' ich ihn vollbracht,
Verstrich er mir vergebens?“

Gattung. „U Milchligpastetli het er oh gern.“

Lifette. „Minetwege —.“

„Der Tag ist wieder hin —“

I ha sie oh gern, mer läu de grad es Dohe cho, daß mer no hey für morn. „Wie hab ich ihn vollbracht?“

Gattung. „Es macht o betteri Gattig, als wenn me ds Wyße uf der Blatte dure-
gseht.“

Lifette. „Ach du verstöhrsch mi geng.“

Gattung. „Ja schön! Du redst ja selber geng derzwünsche.“

Lifette. „S'ist nit wahr.“ „Der Tag ist wieder hin —“

Gattung. „Wohl freyli.“

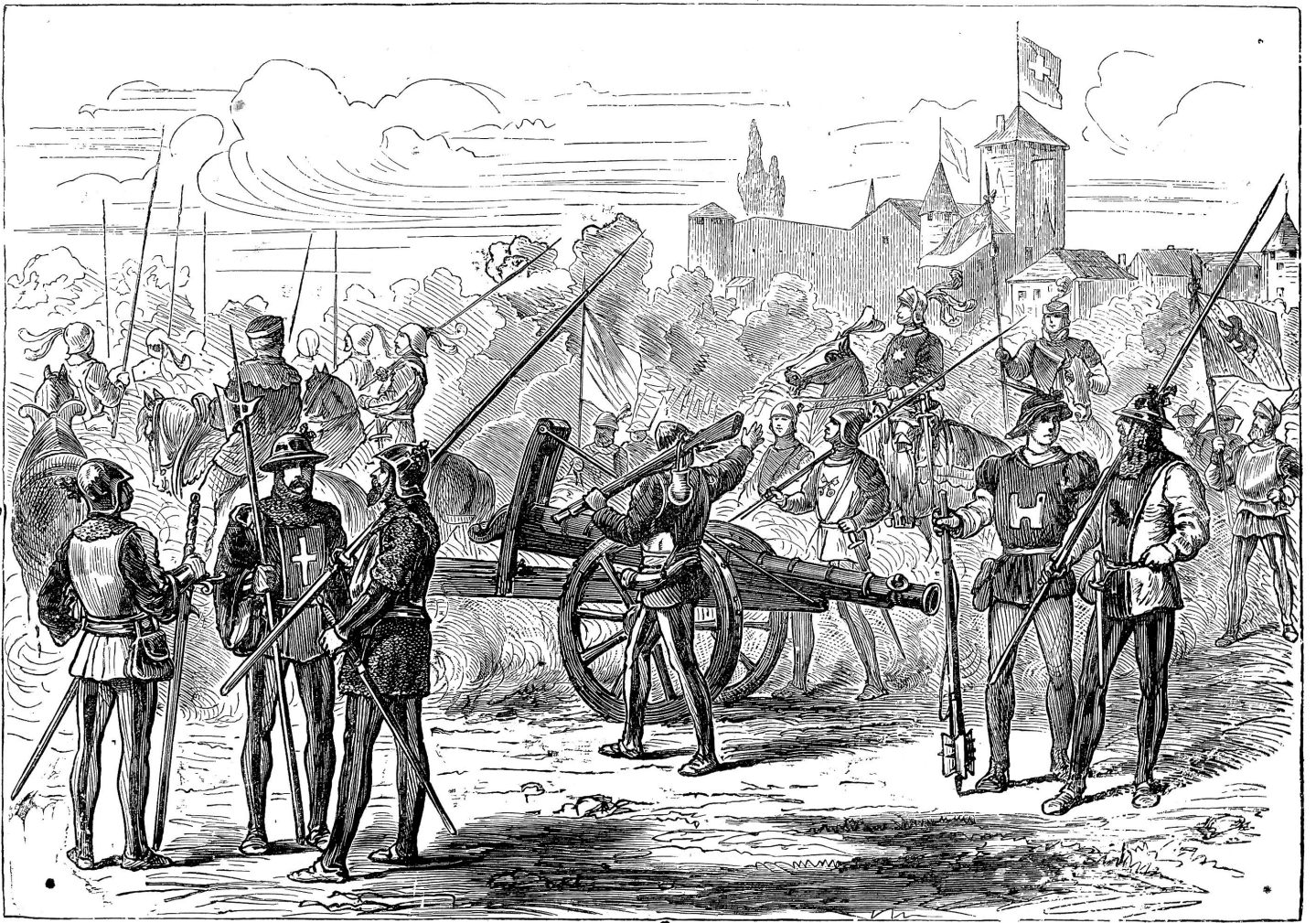
Lifette. „Miera, i gange, gut Nacht.“

Gattung. „Mir oh ra, und i blybe,
Gut Nacht.“

Die Wasserverheerungen

im Juni 1876.

Es ist dir, lieber Leser, wohl oft schon vorgekommen, daß Lust und Schmerz einander hart berühren. Während im einen Hause die Gläser fröhlich beim Kindstauschmause zusammenklingen, kämpft im andern Hause ein Herz seinen letzten Kampf, während im einen Dorfe die Glocken eine lustige Hochzeit einläuten, läuten sie im Nachbarorte einem müden Erdenpilger in's Grab. Fast so war es auch im Juni 1876. Während Alles sich zum herrlichen Murtenfeste vorbereitete, und Alles mit froher Erwartung der Schlachtfeier harrte, brach über unsere Brüder in der Ostschweiz das Unheil aus. In Murten klangen die Festglocken und dröhnten die Freudenschüsse, im Thur- und Töfthal heulten die Sturmglocken und frachten die Nothschüsse, und Manchem kam es wohl vor, als schide es sich nicht, in solcher Zeit solche Feste zu feiern. Nicht mit Unrecht; wenn es noch möglich gewesen wäre, die Murtenfeier zu verschieben, wenn nicht alle Vorbereitungen dazu so zu sagen beendet gewesen wären, wenn man all das Geld, das bereits für Murten verwendet war, den Uberschwemmten noch hätte zuwenden können, so wäre der Festjubiläum vor dem Nothschrei der Thurgauer und Zürcher



Murtenschlachtfeier. — Gruppen aus dem historischen Zug.



Die Ueberschwemmung im Töftthal.

verstummt; so aber war die Sache zu weit gediehen, um noch rückgängig gemacht werden zu können: die Gelder waren verausgabt; Murten hatte sich seit langer Zeit mit vielen Kosten zum Feste gerüstet und wäre dasselbe nicht abgehalten worden, so hätte dies den Wasserbeschädigten der Ostschweiz wenig oder nichts genützt, dagegen in Murten und Umgebung Vielen empfindlichen Schaden zugefügt. So wurde denn die Murtenschlacht trotz der Wassersnoth gefeiert, aber immerhin dämpfte der Gedanke an dieselbe hie und da etwas die allzulaute Festfreude, und es mag ihr theilweise zuzuschreiben sein, wenn an der Feier ein ernsterer Ton herrschte, als sonst bei unseren Volksfesten üblich ist.

Der Juni 1876 war wie derjenige des Jahres 1476 zur Zeit der Murtenschlacht regnerisch und kalt. Auf den Bergen fielen stets neue Schneemassen; im Hügel-lande der Hochebene goß der Regen in Strömen; Gewitter folgten auf Gewitter und brachten Hagel und Wolkenbrüche mit sich. Die Flüsse und Bäche schwellen an; wo sonst im Sommer ein kleines Bächlein spielend durch das breite Bett sich schlängelte, wälzten sich graue wilde Wellenmassen in reißendem Strome dahin, die Ufer untergrabend, Bäume mit fortreißend, Brücken und Häuser bedrohend. Im Kanton Bern trat die Aare bei Selhofen über ihre Ufer und überschwemmte weithin das Mattland, in der Gemeinde Bolligen trat ein Waldbach, plötzlich angeschwollen, aus und kostete ein Menschenleben, und so gab es noch hie und da im Kanton Wassersnoth; aber alle diese Verheerungen, so empfindlich sie auch den Einzelnen trafen, waren nichts im Vergleich zu der Wassersnoth in der Ostschweiz, die besonders die Thäler der Murg, Thur und Töß in den Kantonen St. Gallen,

Thurgau und Zürich verheerte. Eigenthümlicherweise blieben diesmal die sonst gewöhnlich vom Wasser heimgesuchten Gegenden, wie das St. Gallische Rheinthal, Graubünden, Wallis und Tessin verschont; die Uberschwemmungen beschränkten sich auf das Berg- und Hügel-land der Hochebene; in den Alpen schmolz der Schnee nur ganz allmählig und zur Wassernoth kam es hier nicht.

Die Tage vom 8—13. Juni 1876 werden im Thur- und Tößthal als Schreckentage in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Schon am 8. war ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Hagel verheerend und verwüstend über den Zürchersee bis hinüber zum Thurthal gezogen, am 9. folgte ihm endloser Regen; am 10. erneuerte sich das Gewitter und brachte einen furchtbaren Wolkenbruch mit sich. Als der Sonntagmorgen, am 11. Juni, naß und trüb anbrach, da waren die sonst friedlichsten Bäche zu wüthenden Strömen angeschwollen; die Murg, sonst im Sommer ein kleiner Bach, führte 25 Fuß hohe Wassermassen, riß Brücken und Stege mit sich fort, zerstörte die Dämme, unterwühlte die Häuser und überfluthete im flacheren Gelände weithin ihre Ufer; die Umgebung von Frauenfeld, der freundlichen Hauptstadt des Thurgaus, war an jenem düsteren Sonntagmorgen ein See; mit den Wassern der Murg und des Langdorferbaches mischten sich die trüben Fluthen der Thur, die ihre Uferdämme gesprengt hatte. Die Sturmlocken heulten, Kanonenschüsse donnerten; die Artillerie schoß die unterwühlten, den Einsturz drohenden Fabrikgebäude an der Murg zusammen, damit sie nicht vom Strome weggerissen, weiter unten noch mehr Unheil an Brücken und Dämmen anrichteten. Alles was wehrfähig war, stand zur Abwehr

berett. Zwar fiel die Fluth am Sonntag um volle 15 Fuß, aber wieder ergoß sich endloser Regen und schon am Nachmittag war der Strom wieder so hoch gestiegen, daß die Sturmglocken die Wehrfähigen wieder zu Hülfe riefen. Die starke Eisenbahnbrücke sogar wurde von der Fluth zerstört; doch gelang es, freilich nicht ohne den Verlust zweier Menschenleben, die beiden steinernen Murgbrücken zu retten.

Zur selben Zeit trat auch der Bodensee über seine Ufer und verheerten die wüthenden Bäche auch die sonst so gesegneten Fluren von Gossau, Flawyl und Uzwyll im Kanton St. Gallen, die Thäler der Thur und Glatt und vor allem das zürcherische Töbthal, das von der Hörnlifette bis Winterthur etwa 9 Stunden lang sich ausdehnt, in seinem oberen Theile eng und waldig ist, mit malerischen Schluchten und Felsen, im unteren Theile, wo der Fluß der Industrie dienstbar gemacht wurde, breiter und behäbiger ausgedehnt, durch zahlreiche Spinnereien und Webereien den Gewerbsfleiß der Bewohner beweisend. Auch hier wuchs der Bach zum wilden Strome an. Wie im Zorn über ihre Dienstbarkeit zerstörte die Töb die Fabriken an ihrem Ufer, brach die Dämme und Wuhren, sprengte die Brücken. Im ganzen Thale existiren deren nur noch drei, zwei alte Holzbrücken und die Eisenbahnbrücke von Turbenthal, deren Rettung einem 48stündigen hartnäckigen Kampf der Bewohner gegen das entfesselte Element zu danken ist. Wie es damals im Töbthal ausgesehen hat, mag dir, lieber Leser, das beiliegende Bild zeigen; wie bei Töb, war es auch bei Turbenthal und den meisten Dörfern am Bache; die Leute von Nyfen waren sogar durch die Ueberschwemmung 2 Tage lang ganz abgeschnitten und mußten

in den oberen Stockwerken ihrer Häuser der Erlösung harren. Endlich fing die Fluth an zu verlaufen, aber erst vom 13. an konnte die Gefahr als vorüber angesehen werden. Die Töb kehrte wieder in ihr Bett zurück, nachdem sie ihr ganzes Thal vielleicht auf Jahre hinaus zur Wüste gemacht hatte.

Wie hoch sich der Schaden, den diese Schreckenstage angerichtet haben, beläuft, ist noch nicht genau ermittelt. Jedenfalls beträgt er Millionen und wieder Millionen, im Kanton Zürich allein etwa 19, im Kanton Thurgau vielleicht 20! Hülfe und zwar rasche Hülfe that Noth, und sie ließ nicht lange auf sich warten. Der eidgenössische Bundesrath erließ einen Aufruf an alle Schweizer, den bedrängten Brüdern in der Ostschweiz beizustehen, und er bat nicht vergebens. Die Gaben floßen reichlich und fließen noch immer, und die alte Bruderliebe und Treue hat sich auch dieses Mal wieder bewährt. Freilich wird es ihr nie gelingen, den Schaden ganz auszugleichen; das ist nächst Gottes Hilfe nur der Zeit und der Energie der Geschädigten selbst möglich; aber die erste Noth zu lindern, über die ersten schweren Zeiten hinüberzuhelfen, bis die Lage klar überschaut werden kann, das soll und wird dem schweizerischen Brudersinne gelingen!

Spekulativ.

Ein Pfarrer schilderte in der Christenlehre den Kindern recht anschaulich das Feuer in der Hölle. Wie die Stunde aus war, näherte sich ihm das Töchterchen eines reichen Kohlenhändlers und fragte ihn schüchtern: „Herr Pfarrer, können Sie nicht machen, daß der Teufel seine Kohlen vom Vater bezieht?“

Eine Frage als Antwort.

Kurz vor der Reformation zog einst der Fürst-Bischoff von Bamberg mit glänzendem Gefolge durch sein Land. Da traf er einen Bauer, der von seinem Acker aus den Zug angaffte, und fragte denselben: was er dazu denke? „He! ich denke, ob wohl der heilige Kilian auch so stolz mit prächtigen Herren und Frauen in Gold und Purpur ausgeritten sei?“ Gütig belehrte nun der Bischoff den Bauer, daß er da als Landesherr herumreise; wenn er ihn aber als Nachfolger des heiligen Kilian sehen wolle, so müsse er nach Bamberg in den Dom kommen, wo er an seinem Altar als Bischoff das Hochamt halte. Da lachte der Bauer hell auf und sagte: „Wenn aber der Teufel den Landesherrn holt, wo bleibt dann der Bischoff?“ Wohl schwer trennt sich das Amt vom Mann, Geht einst das Teufel-Holen an. Wer zweien Herren dienen will, Treibt immer ein gefährlich Spiel.

Naive Frage.

Eine Dame wollte sich eine Uhr kaufen; der Uhrenmacher zeigte ihr eine sehr schöne und sagte, die Uhr gehe 36 Stunden. Die Käuferin fragte darauf: „In einem Tage?“

Die Erholung.

Jemand fragte einen seiner Bekannten: „Reisen Sie dieses Jahr auch ins Bad?“ „Nein, aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung hingeschickt.“

Richtiger Styl.

Unterzeichneter, Reisender in Spiritus, sucht für seinen verstorbenen Prinzipal einen neuen in obiger Flüssigkeit.

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1876.

(Schluß.)

Schweizerische Eidgenossenschaft.

Januar 6. Zusammentritt des Großen Rathes des Kantons Bern. Außerordentliche Sitzung wegen der Bern-Luzern-Bahn-Angelegenheit. Der Große Rath spricht sein Bedauern aus, daß die Regierung von sich aus der betreffenden Bahngesellschaft Vorschüsse im Betrage von beinahe einer Million Franken gemacht und dadurch ihre verfassungsmäßigen Kompetenzen überschritten habe.

13. Einen großen Verlust erleidet Zürich an diesem Tage durch den Tod des berühmten und beliebten Reformpredigers und Kanzelredners Heinrich Lang, Pfarrer am St. Peter.

23. Im Wahlkreis Emmenthal wird bei einer Ersatzwahl in den Nationalrath Fürspreh Bühlmann jgr. in Hochtetten als Mitglied dieser Behörde ernannt.

31. In Neuenburg wird Staatsrath Cornaz in den Ständerath gewählt.

März 6. Zusammentritt der Bundesversammlung. Zur Behandlung kommen neben einigen Eisenbahnkonzessionsangelegenheiten und mehreren Rekursen im Nationalrathe namentlich die Neuwahlen in diese Behörde, das Forstgesetz (am 14. März und folgenden), das Referendumsbegehren betreffend das Jagdgesetz, die Gewährleistung der revidirten solothurnischen Verfassung, das Infanterieregiment, eine Motion des Herrn Hofer betreffend die Gotthardbahnangelegenheit und das Posttagengesetz. Der Ständerath behandelt in etwas anderer Reihenfolge die gleichen Geschäfte.

6. Wohlhausen im Kanton Luzern wird durch eine Feuersbrunst beinahe ganz zerstört.

18. Eine ziemlich Anzahl Mitglieder des internationalen Arbeiterbundes feiern am Abend dieses Tages den Jahrestag des Anfanges der Pariserkommunebewegung vom Jahr 1871. Der bei diesem Anlasse veranstaltete Fackelzug wird durch das Publikum vereitelt, das Bankett verlief dagegen ruhig.

28. Stirbt Dr. R. Schöni, gewesener Lehrer in Bern, als Dichter bekannt.

Juli 7. Eisenbahnunglück bei Palézieux infolge Zusammenstoßens zweier Züge. Man zählt 3 Tödtete und 7 Verwundete.

9. Eidgenössische Volksabstimmung über das Militärsteuergesetz. Es wird mit etwa 20,000 Stimmen Mehrheit verworfen.

9. Große Feuersbrunst in Elgg, Kt. Zürich. 62 Haushaltungen werden obdachlos. Zwei Frauenspersonen kommen in den Flammen um.

16.—25. Eidgenössisches Schützenfest in Lausanne. Dornbirrer von St. Gallen nimmt den ersten Becher; nach ihm kommen Haury, Staub, Tschäppät von Biel u. s. w. Die ersten Gaben erhielten: In der Stichscheibe Vaterland, Corboz von Epesses (Waadt); Fortschritt, Anton Wirz von Schöb (Aargau); in der Kavaleriestichscheibe Lieutenant Testuz von Epesses. Die meisten Nummern im Rehr hatte und war also Schützenkönig: Heinrich Knecht von St. Gallen.

20. Eine Feuersbrunst zerstört beinahe das ganze Dorf Albeuwe bei Bulle im Greizerland. Leider sind auch 2 Menschenleben zu beklagen.

30. Kantonales Militär- und Volksmusikfest in St. Immer.

30.—31. Centralfest des Grütlivereins in Chur.

Aug. 5.—8. Eidgenössisches Turnfest in Bern. Prächtiger Verlauf. Ausgezeichnete Leistungen. Die ersten Sektionspreise erhalten: Genf, Biel, Münchenbuchsee, Zürich, Bern zc. Im Kunstturnen erhalten Kränze: 1) Harber von Chaurdefonds; 2) Geiser von St. Immer; 3) Hirschi von St. Immer; 4) Späti von Chaurdefonds. Im Ganzen 22 Kränze, die meistens Turnern aus Chaurdefonds und St. Immer zufielen. Im Nationalturnen sind die ersten: Huser von Fleurier; Meyer von St. Gallen; Perrenoud von Fleurier zc.

10.—12. Schweizerischer Lehrertag in Bern, eröffnet durch Herrn Regierungsrath Ritschard.

15.—16. Schweizerische Predigerversammlung in Bern, zahlreich besucht aus allen Theilen der Schweiz.

Ausland.

Ob all dem vielen Guten und Bösen, das aus dem lieben Vaterlande zu berichten war, hätte der Bote bald vergessen, seinen Lesern auch etwas von fremden Händeln, von der gegenwärtigen Lage

der wichtigsten Staaten zu erzählen. Grad viel ist davon nicht zu sagen, aber es kann doch vielleicht den oder jenen geneigten Leser, der nicht alle Tage seine Zeitung bei der Hand hat, interessieren, zu vernehmen, wie es draußen eigentlich aussieht, und wenn Du das dir recht deutlich vorstellen willst, lieber Leser, dann stelle Dir einen großen Aschenhaufen vor, scheinbar ruhig und kalt, aber hie und da doch mit heller Flamme auflodernd und überall mit heißer Gluth unter der weißen Asche.

Im Norden Europa's hat's mit der Gluth nicht viel zu sagen, wenigstens einstweilen. Zwar hat es in England im Jahre 1876 ein bißchen gebubelet, aber es war kein verzehrendes und verheerendes Feuer, sondern nur ein paar Freudensflämmchen; die Königin hat sich selbst den Titel einer Kaiserin von Indien beigelegt. Nützen wird es ihr zwar nichts; der neue Titel ist nur ein kostspieliges Gefütterzeug, aber item das Weibervolk hat seit Ewas Zeiten immer Freude am Glänzenden gehabt, wenn es schon nichts abtrug. Drum wohl bekomm's.

In Frankreich und Deutschland ist es stille geworden; dort befestigt sich die Republik mehr und mehr, zum großen Aerger der Königs- und Kaisersfreunde und der Pfaffen; hier geht der Staat ruhig aber fest auf der einmal eingeschlagenen Richtung weiter und weiß mit mehr Glück und Geschick als im Kanton Bern und in Genf die Oberhoheit des Staates pfäffischem Hochmuth gegenüber zu wahren. Auch in Spanien nattet das Feuer nur noch unter der Asche. Der Schinderhannes Don Carlos ist endlich vertrieben, der Aufstand der Carlisten unterdrückt worden. Für wie lang wohl? Wenn irgend einer der geneigten Leser über diese Frage zuverlässige Auskunft geben kann, so wird er damit dem König Alfonso und seiner Mamma, der tugendhaften Isabelle, einen großen Dienst leisten; es wäre immerhin kommlich, sich auf die Abreise vorbereiten und die Koffer gehörig füllen zu können. Aus Italien ist nicht viel zu berichten, als daß das Räuberwesen wieder besonders in Neapel und Sicilien große Fortschritte macht.

Das ist aber noch ganz heimelig und harmlos gegen die Zustände in der Türkei, wo der

Aufstand in Bosnien zum Kriege herangewachsen ist. Wer in demselben schließlich die Oberhand gewinnen wird, ob die Serben und Bosnier u. s. w., oder die Türken, ist einstweilen noch nicht bestimmt zu sagen; beide Parteien sind im Lügen besonderbar stark, schreiben sich nach jeder Schlacht beide den Sieg zu und beweisen durch ihre Grausamkeiten, daß sie beide nichts werth und höchstens an einander zu wagen sind. Unterdessen ist der frühere Sultan, Abdul-Azis, mit einer Scheere selbstgemordet worden und der neue, Murad V., soll von vielem Saufen und Anderem halb blödsinnig geworden sein. Immerhin erfahren wir aus diesen Zuständen, daß die Türken nicht nach Europa gehören; aber wenn Serben und andere Nasenabschneider sie vertreiben, so heißt das den Teufel mit Beelzebub austreiben. Da muttet es eben nicht nur unter der Asche, sondern die Flamme lället schon hoch empor und könnte vielleicht das ganze europäische Haus in Brand stecken. Zwar sind Deutsche, Oesterreicher, Engländer, Franzosen und Italiener mit den Spritzen parat, aber es ist ein böses Löschen, wenn einer von der Feuerwehr selber, der Kaiser von Rußland, das Feuer beständig schürt. — Etwas heimeliger sieht es dagegen jenseits des großen Baches aus, wo im Mai dieses Jahres in Philadelphia die große Weltausstellung eröffnet wurde und seither mit Glanz gelungen ist. Der Bote wünscht ihr und der großen Schwesterrepublik von Herzen alles Heil und Gedeihen! Und damit genug für heute!

Werner Munzinger-Pascha.

Ein kurioser Name das! denkt vielleicht Mancher geneigte Leser, wenn er die Ueberschrift dieser Zeilen liest; ein Schweizername von gutem Klang und hinten dran ein türkischer Titel, bei dem man unwillkürlich an Mohammed und Halbmond, Janitschaaren und Rosschweife erinnert wird! Und ebenso kurios wie der Name erscheint wohl Manchem auch das beigegebene Bild; ein stattlicher, kräftiger Kopf, unverkennbar europäischen Stammes, mit offenen, gewinnenden Zügen und flugblickenden Augen, und doch bedeckt von

der Mütze der Muselmänner, dem hochrothen Fez! Ist es etwa gar ein Türke, von dem der Bote heute berichten will? — Nein, lieber Leser, ein Türke ist es nicht, sondern ein Schweizer von ächtem Schrot und Korn. Du weißt es ja, die Schweiz ist zu klein für alle ihre Söhne; darum ziehen Jahr für Jahr Hunderte und Tausende hinaus in die Fremde, um draußen ihren Herd zu begründen. Ueberall, soweit die Erde bewohnt ist, finden wir ausgewanderte Schweizer, und daß dieselben auch im fernen Lande der Heimath ein treues und warmes Herz bewahren, den Schweizernamen und die Schweizerehre hochhalten, das beweisen uns alle die reichen Spenden, die jedes Jahr aus der Fremde der Heimath zufließen, gelte es nun, die Noth leidender Brüder nach Feuer- und Wassernoth zu lindern, oder ein vaterländisches Fest mit stattlichen Gaben zu verschönern. Ein solcher Schweizer, dem die Heimath zu eng war, der in's Ausland zog und dort durch eigene Kraft zu hohen Ehren und Würden sich aufschwang, war auch Werner Munzinger, von dem der Bote heute seinen Lesern etwas erzählen möchte; hieß er auch Pascha und deckte der türkische Fez sein Haupt, er war und blieb ein ächter braver Schweizer, in der Fremde vergaß er der Heimath nicht und dem Schweizernamen hat er drüben im heißen Afrika Ehre gemacht, bis ihn im blühendsten Mannesalter, mitten im ernstesten und erfolgreichsten Schaffen und Wirken der Tod dahinraffte, zu früh für die Freunde und die Heimath, zu früh für das Land, dem er seine Kräfte gewidmet hatte.

Werner Munzinger, der jüngste Sohn des solothurnischen Landammanns und spätern Bundesrathes Munzinger von Olten, wurde am 21. April 1832 in seiner Vaterstadt geboren, besuchte als hochbegabter und fleißiger Schüler die Schulen Solothurns und bezog, 17 Jahre alt, da sein Vater als Bundesrath nach Bern übersiedelte, hier die Universität. Neben einigen naturwissenschaftlichen Fächern waren es besonders literarische, historische und Sprachstudien, mit denen er sich beschäftigte. Besonders zog ihn das Studium der orientalischen Sprachen, hebräisch und arabisch an, das er im Winter 1850/51 in München, 1851 mit seinem Bruder

Walther in Paris und 1852 endlich in Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, fortsetzte. Hier war er nun mitten drin im orientalischen Leben und Treiben und konnte Sitten, Gebräuche und Sprachen der arabisch-ägyptischen Völker an erster Stelle studiren. Um nun hier seine Studien weiter verfolgen zu können und doch zugleich, wie es dem Manne ziemt, sein Brod selbst zu verdienen, trat er in ein Handlungshaus der ägyptischen Seestadt Alexandria, das ihn schon im Jahre 1853 als zweiten Chef einer Handelsexpedition nach dem rothen Meere entsandte; die Geschäfte derselben beschäftigten ihn mehr als ein Jahr und führten ihn über Djedda, den Hafen der heiligen Stadt Mekka, nach Suakin und Massua. Er ahnte damals noch nicht, daß es ihm beschieden sei, einst als Pascha und Gouverneur über diese Städte und Provinzen zu herrschen. Endlich waren seine Geschäfte in Massua und Alexandrien abgewickelt und Munzinger beschloß nun, auf eigene Faust als Handelsmann, Forscher und Entdeckungsreisender sich im Lande der Bogos anzusiedeln, das er im Mai 1854 kennen gelernt und liebgewonnen hatte. —

Es war das damals noch ein unbekanntes Land, wie so manche andere Gegend in Afrika. Wenn du, geneigter Leser, einen Atlas oder eine Weltkarte zur Hand hast und dir den ungeschlachten klotzigen Erdtheil ansiehst, der südlich von Europa, von diesem durch das mittelländische Meer getrennt, sich zwischen dem indischen und dem atlantischen Meere ausbreitet, so wird es dir wohl auffallen, wie wenig wir eigentlich noch von demselben wissen. Große Landstrecken müssen auf den Karten einfach leer gelassen werden, weil es uns schlechtweg unbekannt ist, wie das Land dort aussieht, ob es Hoch- oder Tiefland, Wüste oder fruchtbarer Boden ist, ob Flüsse und Seen sich finden, ob Menschen da sind und was für welche! Genauer bekannt sind uns eigentlich nur die Küsten, die ägyptischen Länder im Gebiete des Nils und das Capland im äußersten Süden. Nicht als ob es an kühnen Reisenden gefehlt hätte, die sich die Erforschung Afrika's zur Aufgabe gesetzt; europäische Missionäre, Naturforscher und

Jäger haben schon weite Strecken in dem heißen ungesunden Lande durchwandert, aber nicht allen war es vergönnt, über das, was sie erforscht, Bericht zu erstatten; die Feindseligkeit der wilden Stämme im Innern, die Treulosigkeit der arabischen Sklavenhändler an den Küsten, tödtliche Fieberluft, reißende Thiere und giftige Schlangen haben die Reihen der Forscher gelichtet; mancher von ihnen ist verschollen, und seine Gebeine bleichen unbestattet in der heißen afrikanischen Sonne. — Wenn wir heute von den Ländern zwischen dem Nil und dem rothen Meere, besonders auch von dem Alpenlande Abyssinien mehr wissen als früher, wenn diese Strecke auf der Karte nicht mehr leer gelassen werden muß, so ist das zum großen Theile das Verdienst Munzingers, der von 1855—1861 diese Länder unermüdlich auf Handels- und Forschungsreisen durchwanderte, Sprachen, Sitten und Geseze der Völker studirte, den Lauf der Flüsse, den Bau und die Richtung der Gebirge, die Lage und Beschaffenheit der Ebenen untersuchte. Zu Keren, im Lande der Bogos, hatte er sein Standquartier; von hier aus machte er seine Reisen, hieher kamen die Stämme der Eingebornen, um sich bei dem treuherzigen, rechtlichen Fremdling Recht in ihren Streitigkeiten, Rath und Hülfe in der Bedrängniß zu holen. Der junge Schweizer, der Fremde im Lande, war in kurzer Zeit einer der wichtigsten Männer des Landes, der Freund des Fürsten, der Richter und Berather des Volkes geworden; hier unter den Töchtern der Bogoshauptlinge fand er auch die treue Gefährtin seines Lebens, die mit ihm seine wechselnden Schicksale, das mühevollen Ringen, den glänzenden Erfolg und den jähen Tod theilte.

Von hier aus verbreitete sich auch der Ruf W. Munzingers als Forscher auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde nach Europa. Sein Werk über Sitten und Recht der Bogos machte seinen Namen rühmlich bekannt, so daß, als 1861 eine deutsche Expedition zur Auffuchung des seit 5 Jahren verschollenen Afrikareisenden G. Vogel von Massua nach dem Westen aufbrach, auch Munzinger zur Theilnahme ersucht wurde. Er leistete dem ehrenwerthen Rufe Folge, und während der Chef der Expedition, Th. v. Heuglin,



Werner Munzinger-Pascha.

mit Dr. Steudner sich nach Abyssinien wandte, um Kunde von dem Verschollenen zu erhalten, suchte Munzinger mit Dr. Einzelbach die Spur im Westen aufzufinden. Durch Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, gelangte er über Kassala und Chartum nach Kordofan. Den Gesuchten fand er zwar nicht, der war schon längst seinem Forschungsseifer zum Opfer gefallen; wohl aber brachte er neben der sicheren Kunde von Bogels Tode eine reiche Ausbeute von Beobachtungen und Forschungen über Völker und Sprachen, Produkte und Handel der von ihm durchzogenen Länder zurück. Als er im Jahre 1863 nach 10jähriger Abwesenheit dem Vaterlande und der Vaterstadt einen Besuch machte, da war sein Name als derjenige eines gewissenhaften und scharfsichtigen Forschers schon hochberühmt, und dieser Ruhm wurde durch seine Werke über Ostafrika, die 1864 und 1865 erschienen, immer mehr befestigt.

Schon im Herbst 1863 zog es ihn aber wieder nach Afrika zurück; ein Zürcherhaus hatte ihm den Auftrag gegeben, an den Küsten des rothen Meeres und im Sudan Handelsverbindungen anzuknüpfen; Frankreich übertrug ihm das Vizekonsulat in Massua und 1865 erhielt er von England auch die Verwaltung des britischen Konsulats.

Es hatte damit seine besondere Bewandniß; die Engländer warfen damit, wie man zu sagen pflegt, die Wurst nach der Speckseite. Sie hatten damals in Abyssinien gar strubes Werch an der Kunkel und Munzinger war just der Mann, den sie brauchen konnten.

Der Kaiser von Abyssinien, Theodoros, hatte nämlich englische Missionäre gefangen gesetzt und wollte sie nicht wieder freigeben. Das durften aber die Engländer nicht dulden; denn wenn einmal ein einziger afrikanischer oder asiatischer Fürst ungestraft dem englischen Willen und der englischen Macht trotzte, dann war es mit dem Einfluß und der Herrschaft Englands in all' diesen halbwildern Ländern vorbei. Die Britten rüsteten deshalb ein Heer zum Zug nach Abyssinien aus und Munzinger war gerade der Mann, um diesem Heere Wege und Stege zu bahnen; er war mit der Natur des Landes und seiner Bewohner

vertraut; die eingeborene Bevölkerung war ihm ebenso ergeben, wie dem grausamen Theodoros abgeneigt; aus Feinden wußte er den Engländern eifrige Freunde zu gewinnen. Wie dann der Feldzug verlief und überhaupt wie es damals in Abyssinien aussah, hat der hinkende Bote im Jahrgang 1869 ausführlich berichtet. Hier sei nur das erwähnt, daß die englischen Heerführer selbst das größte Verdienst am guten Gelingen des Feldzuges unserm Landsmann Munzinger zuschrieben. Je größer aber seine von den Engländern selbst anerkannten Verdienste waren, um so schlechter belohnten sie ihn dafür und hoben das englische Konsulat in Massua nach beendigtem Krieg auf.

Nun, Munzinger konnte den englischen Undank verwinden, war er ja doch nach wie vor der angesehenste und beliebteste Mann des Landes und boten ihm doch seine neuen Forschungsreisen in Arabien und in den Gebirgen am Nordrande von Abyssinien Gelegenheit genug, die englische Knauferei zu vergessen und entschädigte ihn endlich das Zutrauen des Landesherrn, des Vizekönigs von Aegypten reichlich. Im Juli 1871 ernannte ihn nämlich dieser zum Gouverneur der Stadt Massua und schon im Jahre darauf zum Pascha und Generalgouverneur der Provinzen Massua und Suakin.

Und damit war Werner Munzinger durch eigenes Verdienst zu einer der höchsten und wichtigsten Stellen im ägyptischen Reiche emporgedrungen. Während es aber sonst in orientalischen Reichen der Brauch ist, daß wer eine hohe Stelle erreicht hat, nun die Hände in den Schooß legt, sich dem süßen Nichtsthun ergibt und sich damit begnügt, möglichst reiche Einkünfte aus seinen Untergebenen herauszuschinden, faßte unser Schweizerpascha seine Aufgabe ganz anders auf. Durch strenge, aber gerechte Verwaltung und Steuervertheilung suchte er dem überbürdeten Volke die Last zu erleichtern, die Willkür der Beamten, die Bestechlichkeit der Richter wurden mit fester Hand unterdrückt, dem Handel durch Anlage neuer Straßen und Telegraphenlinien Vorschub und durch den Bau von Festungen an den wichtigsten Verkehrspunkten Schutz gewährt; für den Ackerbau ließ der Pascha aus Europa und Asien

Sämereien kommen, führte den Anbau des Indigo, des virginischen Tabakes und der Baumwolle ein. Ueberall sah er selbst zum Rechten; bald fuhr er auf seinem Dampfer den Küsten des rothen Meeres nach, um die Hafenplätze zu besichtigen, bald wieder machte er langwierige und beschwerliche Karawanenreisen in's Innere, um selbst zu rathen und zu thaten. Er hat in diesen Jahren eine reiche Aussaat der Kultur und des Gedeihens in den afrikanischen Boden gelegt; leider war es ihm nicht beschieden, die junge Saat zu hegen und zu pflegen, die Ernte heranreifen zu sehen.

Nach dem Sturze des Kaisers Theodoros war Abyssinien wieder in zahlreiche kleinere Staaten zerfallen und räuberische Schaaren fielen aus dem Hochlande in die ägyptischen Ländereien ein. Es galt der jungen Saat Ruhe und Frieden zu verschaffen. Eine Armee ward ausgerüstet, um den König Johannes, der an Theodoros Stelle zu treten versuchte, zur Ordnung zu weisen. Von Norden her sollte die Hauptmacht in Abyssinien einrücken, von Osten her wollte sich Munzinger mit geringerer Macht durch das Land der wilden Gallas den Weg zum Hochlande bahnen. Mit nur 350 Mann, 2 Kanonen und 45 Kamelen trat er im Oktober 1875 den Marsch von der Tadschura Bay aus an; wohl überschlichen ihn trübe Ahnungen über die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe, aber er verjagte sie mit dem Gedanken an die unabsehbare Wichtigkeit des Erfolges, mit der Hoffnung, ein neues Land dem Meere und dem Handel und damit auch der Kultur zu öffnen. Der Erfolg war ihm versagt. In der Nacht vom 14. auf den 15. November ward die kleine Schaar von den Eingebornen überfallen und zwar in so ungeheurer Zahl, daß der Widerstand fast unmöglich war; zu Tausenden umschwärmten und bestürmten die Gallas die ägyptischen Truppen; Munzinger fiel nach tapferer Wehr von 10 Wunden bedeckt; mit ihm sank seine Frau, die auch in's Feldlager ihrem Gemahl gefolgt war, und sein Freund und Genosse Hagenmacher von Winterthur. 175 getödtete Aegypter und etwa 500 Gallas bedeckten das Schlachtfeld. Dem kleinen Reste gelang es, nicht ohne bedeutende Verluste, den Rückzug zum

Hafen zu bewerkstelligen, wo von den 350 Mann noch 120 lebend wieder eintrafen. Dem Feldzuge war damit vorläufig ein Ende gemacht; die Seele der Expedition, der treueste Beamte, der umsichtigste Staatsmann Aegyptens war gefallen; das Volk verlor in Munzinger seinen besten Freund und Berather, der zuerst ihm gezeigt hatte, daß ein Pascha nicht immer habgierig und willkürlich, ungerecht und grausam sein müsse, sondern auch billig und uneigennützig, nicht ein Bedrucker und Schinder, sondern ein Freund des Volkes sein könne. Die Schweiz aber verlor an ihm einen treuen Sohn, der auch in der Ferne im steten Verkehr mit der Heimath blieb, einen Mann, der auf den Gebieten der Sprachforschung, der Länder- und der Völkerkunde ebenso hoch steht wie als umsichtiger und kühner Staatsmann; einen Mann, dessen gerades, offenes Wesen, dessen unbestechliche Rechtlichkeit die alte Schweizerehrlichkeit und Treue mitten im Sumpf der orientalischen Verderbniß zu Ehren brachte. — Ob die Saat, die Munzinger gesäet, je zur Reife herangedeiht, das weiß der Bote nicht; es ist ein heißer und dürerer Boden in den ägyptischen Ländern, und die jungen Pflänzchen der Kultur bedürfen sorgfamer Pflege, wenn sie nicht versengen und verdorren sollen. Das aber wissen wir, daß Munzinger das Beste gewollt und nach besten Kräften gefördert hat, bis das kluge Auge brach und die kräftige Hand erlahmte, bis das treue Herz zu schlagen aufgehört hatte. Wäre es ihm beschieden gewesen, sein Werk selbst hinauszuführen, so wäre es, der Bote zweifelt keinen Augenblick daran, herrlich gelungen; es war ihm versagt. Seine Gebeine bleichen im heißen Sande, ein neues Opfer zu den zahlreichen, die Afrika schon verschlungen hat; sein Werk ist unvollendet und wird wohl kaum je ganz ausgeführt werden, aber: in magnis voluisse sat est, sagt der Lateiner, zu deutsch: in großen Dingen kömmt's auf den Willen an, nicht auf's Gelingen.